



T.D. Amrein

Verfluchtes Erbe

Band 1

Kriminalroman

Verfluchtes Erbe

Band 1

von
T.D. Amrein

Inhaltsverzeichnis

Prolog	5
1.Kapitel	7
2. Kapitel	17
3.Kapitel	36
4.Kapitel	55
5. Kapitel	72
6. Kapitel	87
7. Kapitel	97
8.Kapitel	119
9.Kapitel	146
10. Kapitel	158
11.Kapitel	186
12. Kapitel	211
13. Kapitel	238
14. Kapitel	255
Impressum	257
Über den Autor	258
Kurztext	259

Prolog

Frankfurt am Main 10. Juni 1942

„Schneller, schlafen sie nicht ein!“, herrschte der Bahnbeamte die alte Dame an, die auf der zweiten Stufe des Drittklassewagens einen Moment stehen geblieben war.

Sie drehte den Kopf und warf ihm einen Blick voller Verachtung zu, bevor sie vorsichtig den Fuß auf die nächste Stufe stellte. Der Beamte packte sie von hinten an den Hüften und schob sie nach oben.

Mit den Händen versuchte sie seinen unangenehmen Griff abzuwehren. Dass sie ihm dabei eine winzige Kapsel übergab, bemerkte niemand, von all den Umstehenden.

Der Beamte knallte die Türe hinter ihr zu und verriegelte sie. Zusammen mit dem Wagenschlüssel verschwand die Kapsel in seiner Ledertasche.

„Wie viele hast du dieses Mal gehabt?“, fragte Hammer, als der Zug Da 18 Richtung Lublin aus dem Bahnhof rollte.

„Vier“, gab Merz zurück, „dabei sind zwei richtig große Klunker.“

„Es ist nicht in Ordnung, was wir da machen, Traugott, wir können ja gar nichts tun.“

„Haben wir vielleicht das Gerücht gestreut, dass wir helfen können?“, fragte Merz.

„Nein, aber trotzdem, wohl ist mir nicht. Jedes Mal denke ich, jetzt muss ich es sagen.“

„Damit würdest du ihnen auch noch die letzte Hoffnung nehmen, vergiss das nicht?“, antwortete Merz. „Bei der Sammlung nehmen sie ihnen ja alles ab“, fuhr er fort, „sogar einzelne Briefmarken, habe ich gehört. Wir bekommen nur noch das ab, was sie nicht finden.“

„Warum lassen sie sich so behandeln, keiner wehrt sich, sie sind wie Schafe?“, seufzte Hammer.

1.Kapitel

Zürich, Mai 1975

Genau um halb neun Uhr morgens schreckte das Telefon Erich Merz von seinem Schreibtisch auf. Diese Zeit war nicht gerade seine Höchstform, insgeheim hoffte er darauf, dass der Anrufer schnell aufgeben würde. Daher ließ er es zuerst fünfmal klingeln, bevor er sich widerwillig meldete; „ja, Merz.“

„Guten Morgen, Herr Merz“, sie klang attraktiv, „hier ist Schwester Ilona vom Altersheim unter den Linden. Ihrem Herrn Großvater geht es schlecht, könnten sie vorbeikommen.“

Opa geht's schlecht. Wie lange hatte er ihn nicht mehr besucht, sicher schon zwei Wochen her. Niemand erwartete in der Redaktion um diese Zeit etwas Brauchbares von ihm, so dass er ohne weiteres verschwinden konnte.

Im Altersheim fand er seinen Großvater blass und schwitzend in den Kissen liegend, sein Atem machte ein hässliches Geräusch. „Es geht zu Ende mit mir, ich fühle es ganz deutlich“, sagte er mit erstaunlich klarer Stimme.

„Das glaube ich nicht“, antwortete Merz. „Es ist bestimmt nur das Wetter, das dir zu schaffen macht.“

„Wenn es soweit ist, dann weiß man es, glaube mir. Ich muss dir noch etwas erklären, was mir auf der Seele liegt. Du weißt, dass ich während des Krieges in Deutschland gelebt habe. Als Angestellter der Reichsbahn wurde ich nicht an die Front geschickt. Ich war öfters eingeteilt um Züge voller Juden zusammenzustellen, die in die Lager geschickt wurden. Oft haben uns die Leute angefleht, ihnen zu helfen. Eines Tages habe ich ein paar Goldstücke angenommen, gegen das Versprechen, die Familie zu retten.

Wirklich konnte ich gar nichts tun, es gab eine bewaffnete Begleitung in die Lager. Einem guten Kameraden habe ich davon erzählt, und schließlich haben wir von vielen Leuten Wertsachen angenommen, ohne auch nur einem einzigen je geholfen zu haben.

Jetzt weißt du, woher mein Vermögen stammt, dass du jetzt erbst. Ich und Konrad haben uns geschworen, nie mit jemandem darüber zu reden, ich glaube, er ist inzwischen gestorben.“

Merz fühlte sich, als hätte ihm jemand auf den Kopf geschlagen. Ihm wurde kalt und heiß, es flimmerte ihm vor den Augen. Was hatte er da gesagt? Gold von Juden, die in die Lager geschickt wurden. In die Konzentrationslager. Bilder tauchten in seinem Kopf auf. Schreckliche Bilder.

Sein Opa, war ein mieser, so ein..., er fand kein passendes Wort. Ausgerechnet sein Opa. Merz hatte sich bisher mit der Aufklärung von derartigen Vorgängen in Deutschland versucht, dazu hatte er ein paar Artikel veröffentlicht, die sich mit dem Vermögen von Familien oder Firmen befassten.

Dass es reiche Familien gab, die aus dem Krieg große Summen verdient hatten, wusste er, die durften doch nicht einfach so davonkommen. Enteignete Vermögen waren an Parteigrößen

verteilt worden, dass regte ihn besonders auf. Er wollte für Gerechtigkeit sorgen, die Schuldigen entlarven, die mit dem gestohlenen Geld lebten, als wäre nichts gewesen. Bisher konnte er jedoch noch nichts wirklich Konkretes aufdecken. Er wusste, dass er von Opa etliche Millionen erben würde, und hatte sich darum nicht so angestrengt, selbst etwas zu erarbeiten. Seine Arbeit war bisher mehr ein Zeitvertreib, als eine Berufung, an die er selbst glauben wollte.

Als er sich nach einiger Zeit etwas gefasst hatte, presste er hervor, „wie konntest du nur, so etwas tun?“

Aber sein Großvater lag jetzt ruhig da, mit offenen Augen, die an die Decke starrten. Er war, wie man so sagt, sanft entschlafen. In Merz stieg ein unbändiger Hass auf. Keine Antwort, einfach so gestorben.

Er hatte das Bedürfnis ihn zu schütteln, gleichzeitig graute ihm davor, ihn noch einmal anzufassen.

Nachdem ein Arzt den Tod festgestellt hatte, Opa hatte jede lebensverlängernde Maßnahme abgelehnt, ging er ziellos spazieren. „Ich werde das Geld nicht anfassen“, sagte er zu sich „so könnte ich nie mehr ruhig schlafen.“ Aber was sollte er tun? Seinen Namen mit der Wahrheit beschmutzen? Wie sollte er seiner Frau erklären, warum sie nicht erben? Völlig unmöglich, sie hatten oft Pläne gemacht wohin sie fahren würden, was sie alles kaufen wollten. Opa Merz war schließlich schon über neunzig, sie die einzigen lebenden Verwandten. Sein Vermögen war gut angelegt, er hatte viele Häuser gekauft, Wertpapiere und Bargeld auf der Bank.

Dabei fiel ihm ein, dass er sich jetzt um viele Dinge kümmern sollte, ich muss alle benachrichtigen, Formalitäten, die Beerdigung, es würde auffallen, wenn ich mich nicht sofort damit beschäftigen würde. Eigentlich wollte er sich am liebsten irgendwo verstecken, wie es eher seiner Natur entsprach. Sich richtig besaufen wäre jetzt das Beste, dachte er. Warum konnte er das nicht mit ins Grab nehmen und mir ein schönes Leben lassen? Wieder und wieder, ging ihm das durch den Kopf. muss man doch für alles einmal zahlen, wie er oft gesagt hat? Gerade er, der einen so leichten Tod gehabt hatte, hatte seine Schuld einfach an ihn weitergegeben.

Seit dem Tod seines Großvaters waren zwei Wochen vergangen. Die wichtigsten Dinge waren erledigt, Merz wollte sich zum ersten Mal wieder seiner Arbeit widmen, saß im Büro, aber ihm fiel nichts ein, zum Schreiben.

Wieder schreckte ihn ein Anruf aus seiner Lethargie auf. „Ich bin doch gar nicht da“, brummte er vor sich hin.

„Hallo, hier ist Schwester Ilona vom Altersheim unter den Linden. Aus der Wohnung ihres Herrn Großvaters sollten sie noch ein paar persönliche Sachen abholen.“

„Persönliche Sachen?“, fragte er erstaunt, „wir haben eine Räumfirma beauftragt, alles zu entsorgen.“

„Ja, es handelt sich um Papiere und einige Fotos, die sie nicht mitgenommen haben. Es sind

nur zwei Kartons. Können sie bitte bald vorbeikommen?“

„Ja gut, ich komme sofort“, antwortete er und machte sich gleich auf den Weg.

In der kleinen aber gemütlichen Wohnung angekommen, fand er zwei kleine Kartons mit allerlei Papierkram, nichts Wichtiges, ein paar Ansichtskarten, Briefe von Geschäftsfreunden, so Dinge, die man nicht wegwirft, weil es genügend Platz gibt.

Die Wohnung war vor der Räumung bereits amtlich durchsucht und dabei alles Wesentliche sichergestellt worden. Einzig, die paar Fotografien schaute er sich näher an. Alte Aufnahmen, von seinem Vater, den er nie kannte, als Kind. Opa hatte im Krieg bei einem Angriff seine ganze Familie, bis auf einen Sohn, Erichs Vater, verloren.

Das war das einzige, was er ihm über die Zeit erzählt hatte, eigentlich war erzählt, zu viel gesagt, er konnte sich aus einigen Stücken etwas zusammenreimen. Sein Vater war nach dem Krieg, bei einem Arbeitsunfall in einer Gießerei ums Leben gekommen, als Erich zwei Jahre alt war. Seine Mutter hatte ihn allein großgezogen, bis auch sie an einer rätselhaften Krankheit zugrunde ging.

Wenigstens wurde sie durch Opa immer unterstützt, so dass sie keine materiellen Sorgen hatten. Sie war auch ein Einzelkind, deshalb waren ihm keine Verwandten geblieben, bis auf seinen Großvater. Dieser war kurz vor dem Zusammenbruch in die Schweiz geflohen, die genauen Umstände hatte er mit ins Grab genommen. Opa war zwar reich, hatte aber immer sehr zurückgezogen gelebt, keine Reisen oder sonst etwas unternommen.

Merz vermutete, die vielen Verluste hätten ihn davon abgehalten, sich mit jemandem näher einzulassen. Aber das war noch das alte Bild, das er von ihm hatte, jetzt war er ihm völlig fremd geworden.

Unter allen Fotografien fand sich noch ein vergilbter Umschlag, darin ein Foto von Männern in Uniform der deutschen Reichsbahn. Auf der Rückseite, handgeschrieben: Meine Kameraden Konrad und Wilhelm zum Führergeburtstag 1941.

Konrad? Diesen Namen hatte Großvater doch auf seinem Sterbebett erwähnt. Er schaute sich das Bild genauer an. Vielleicht ergab sich ein Hinweis, wo die Aufnahme gemacht wurde. Und wirklich, auf einem Plakat im Hintergrund ließ sich Frankfurt / Main entziffern. Vielleicht ließe sich doch noch etwas Genaueres erfahren, dachte er, wenn ich den alten Fritz einmal nach Frankfurt schicke. „Der alte Fritz“, war ein pensionierter Privatdetektiv, den er schon öfter für Recherchen losgeschickt hatte. Der freute sich immer, wenn er wieder einmal etwas zu tun bekam.

Merz packte die Sachen zusammen, verabschiedete sich an der Rezeption des Heimes und fuhr zurück in die Redaktion. Unterwegs überlegte er sich, was er dem alten Fritz sagen sollte, er durfte ja nicht zu viel verraten, über sein Dilemma. Trotzdem fand er, wenn ich das Geld dafür einsetze, seine Herkunft herauszufinden, konnte das nicht schlecht sein.

In seinem Büro angekommen, rief er sofort an. „Es gibt Arbeit, Fritz, hast du Zeit.“

„Wie sollte ich keine Zeit haben, du weißt ja, dass ich nur noch die Fliegen in meiner

Wohnung zählen kann.“

„Jetzt übertreibst du, wie immer. Können wir uns treffen, ich brauche dich zu einer Ermittlung in Frankfurt.“

„Frankfurt, da war ich schon lange nicht mehr“, freute er sich, „wann soll's denn losgehen?“

„Du kannst dir Zeit lassen, den Rest erkläre ich dir, wenn wir uns treffen. Kommst du um vierzehn Uhr in den Bären“.

„Ich komme“, antwortete Fritz. Seiner Stimme war deutlich anzuhören, wie willkommen ihm die Abwechslung war.

Merz packte eine Kopie der Aufnahme ohne den Vermerk auf der Rückseite in ein Kuvert, legte zehntausend Mark dazu, die er schnell auf der Bank abgehoben hatte und fuhr dann zum Mittagessen.

Immer noch nachdenklich, was er dem Detektiv erzählen sollte und was er besser für sich behielt. Fritz sollte ja nur herausfinden, wer dieser Konrad war, seinen Familiennamen und ob er noch lebte. Die Verbindung mit Großvater sollte sich darauf beschränken, dass sie einmal zusammen gearbeitet hatten. Andererseits, falls er tatsächlich noch lebte, würde er sicher Verdacht schöpfen, wenn jemand aus der Schweiz nach ihm suchte.

Kurz vor der vereinbarten Zeit traf der Detektiv im Bären ein. Er war für sein Alter noch rüstig und hatte sich einen gewissen Humor erhalten. „Hallo Erich, altes Haus“, begrüßte er Merz, und schüttelte ihm die Hand. Darauf etwas ernster, „tut mir leid um deinen Opa, ich habe es in der Zeitung gelesen.“

„Schon gut“, antwortete Merz, „er hat ein langes Leben gehabt, was will man mehr?“

„Was kann ich für dich tun in Frankfurt, hast du jemanden im Verdacht, mit schmutzigen Geschäften?“

„Nein, nein“, antwortete Merz schnell, „diesmal geht es um etwas anderes. Ich möchte gerne etwas erfahren über einen alten Freund von meinem Opa. Er hat früher in Deutschland gelebt, aber ich weiß eigentlich nichts über seine und damit auch über meine Herkunft. In seinem Nachlass habe ich ein Foto mit zwei alten Freunden von ihm gefunden, ich möchte nur, dass du etwas über sie herausfindest.“

Mit diesen Worten legte er ihm die Aufnahme hin. „Ich weiß, dass sie am zwanzigsten April einundvierzig gemacht wurde, und siehst du, hier steht Frankfurt / Main.“

„Zwanzigster April“, antwortete der Detektiv, „Führergeburtstag, woher weißt du das?“

„Auf dem Original steht hinten ein Datum drauf“, antwortete Merz, „außerdem gibt es noch einen Vermerk, meine Kameraden Franz und Konrad.“

„Hm“, brummte Fritz, „warum zeigst du mir nicht einfach das Original?“

„Das Original, ich dachte dass dir eine Kopie genügen würde“, erwiderte Merz etwas verlegen.

„Es ist vielleicht nicht so wichtig, aber grundsätzlich ist jede Information aus erster Quelle besser. Hast du sonst noch etwas, was ich wissen sollte?“, fragte Fritz.

„Nein, aber ich bitte dich darum, wenn du etwas über diesen Konrad herausgefunden hast, falls er noch lebt, dass er möglichst nichts davon merkt“.

„Ja gut“, brummte der Detektiv. „Ich hatte gehofft, dass du etwas Spannendes für mich hast, aber in Frankfurt habe ich noch eine alte Liebe gelassen, vielleicht finde ich die wenigstens wieder.“

Als ihm Merz das Kuvert mit dem Geld übergab, besserte sich seine Laune sofort etwas, „wenigstens muss ich nicht am Hungertuch nagen“, lachte er.

„Aber nein“, antwortete Merz, „lass es dir nur gut gehen, ich kann mir das jetzt leisten.“

„In Ordnung“, antwortete Fritz, „reicht es, wenn ich morgen fahre?“

„Ja natürlich, es kann auch übermorgen sein“, antwortete Merz, froh darüber, dass der Detektiv seine Geschichte offenbar geschluckt hatte.

Drei Tage später erhielt Merz den ersten Anruf von Fritz aus Frankfurt. Er hatte sich in einer kleinen Pension in der Nähe des Bahnhofs einquartiert, weil er sowieso mit der Bahn gereist war, und die Suche in dieser Gegend beginnen wollte. Frankfurt hat sich mächtig verändert, seit ich zum letzten Mal da war, erzählte er noch, aber konkrete Informationen hatte er noch keine. Er wollte sich alle drei bis vier Tage melden, wenn er nicht vorher, etwas Wichtiges erfahren hatte.

Die Tage vergingen, Fritz meldete sich nicht mehr. Nach einer Woche begann Merz sich Sorgen zu machen, das war nicht die Art, die er von ihm gewohnt war. Ungeschickterweise hatte er sich den Namen der Pension nicht gemerkt, so dass er auch nicht dort anrufen konnte.

Nach zehn Tagen hielt Merz die Warterei nicht mehr aus, er rief die Polizei in Frankfurt an. Nachdem man ihn des Öfteren weiterverbunden hatte, landete er endlich in der Abteilung, die für Vermissten fälle zuständig war. „Wie war der Name des Vermissten doch gleich?“, schnarrte die Stimme am anderen Ende der Leitung.

„Friedrich Hauser, Schweizer Staatsbürger“, erklärte Merz zum wiederholten Male.

„Hauser Friedrich, ja Moment, ich verbinde sie weiter.“

Nicht schon wieder, dachte Merz, diese Beamten.

Jetzt meldete sich eine neue Stimme, „guten Tag, ich bin Kommissar Reuter. Darf ich fragen ob sie mit Herrn Hauser verwandt sind?“

„Verwandt?“, stotterte Merz, „wie kommen sie darauf?“

„Herr Hauser hat einen Unfall gehabt, ich darf nur den Angehörigen Auskunft geben.“

„Er hat, glaube ich, keine hier“, antwortete Merz zögernd, „nur einen Sohn, irgendwo in Kanada. Aber ist er nicht ansprechbar oder was ist los mit ihm?“

Der Kommissar räusperte sich zweimal, dann fragte er, „in welcher Beziehung stehen sie zu ihm?“

„Ich bin Journalist, er sollte für mich eine Recherche in Frankfurt machen, aber er hat sich seit zehn Tagen nicht mehr gemeldet, und ich weiß nicht genau wo er abgestiegen ist“, antwortete Merz.

Der Kommissar räusperte sich erneut, dann sagte er, „Herr Hauser ist von einem PKW überfahren und tödlich verletzt worden. Der Fahrzeugführer ist flüchtig. Bis jetzt konnten wir den Namen des Opfers nur vermuten, seine Briefftasche enthielt keine Ausweispapiere, nur einen Mitgliederausweis eines Seniorenclubs, ohne Lichtbild. Da sich bis jetzt niemand nach ihm erkundigt hat, haben wir diesen Namen in die Vermisstenkartei eingegeben. Der Unfall ereignete sich vor fünf Tagen, genau am vierten Juni, morgens um drei Uhr. Deshalb gibt es auch keine Augenzeugen. Ist es Ihnen möglich, herzukommen und den Toten zu identifizieren?“

„Ja, kann ich“, antwortete Merz ziemlich verwirrt.

„Dann kann ich ihnen gleich noch ein paar Fragen stellen, sie haben gesagt, sie wissen nicht genau wo Herr Hauser gewohnt hat? Wissen sie wenigstens etwas darüber?“

Merz brauchte einige Sekunden bis er antworten konnte, „ja er hat gesagt, eine kleine Pension in der Nähe des Bahnhofs, ich denke des Hauptbahnhofes. Er ist mit der Bahn gereist, da bin ich sicher.“

„Sehr gut“, antwortete der Kommissar, „das können wir sicher ermitteln. Bis wann könnten sie bei uns eintreffen?“

Merz überlegte kurz, dann erwiderte er, „ich kann denn ersten Zug morgen früh nehmen und dann etwa gegen Mittag bei ihnen ankommen“.

„Ausgezeichnet“, lobte der Kommissar, „nehmen sie ein Taxi zum Polizeipräsidium und fragen sie nach Kommissar Reuter. Ich erwarte sie in meinem Büro“.

Ich muss die Sache selber in die Hand nehmen, entschloss sich Merz nach einigem Nachdenken. Hatte er den alten Fritz in den Tod geschickt, oder war alles nur Zufall. In dieser kurzen Zeit konnte er doch nicht so weit kommen, dass ihn jemand mit Absicht überfahren würde. Oder vielleicht doch? Wenn jemand in Angst vor der Entdeckung lebte, wäre er möglicherweise auf alles vorbereitet. Dann bin ich auch noch schuldig an seinem Tod, dachte er. Das verfluchte Geld bringt mir nur Unglück, ich belüge meine Frau, meine Freunde aber was soll ich machen. Auf alle Fälle werde ich nicht ruhen, bis die Umstände, die den alten Fritz das Leben gekostet haben, aufgeklärt sind, schwor er sich.

Den Rest des Tages verbrachte Merz mit Vorbereitungen für die Reise nach Frankfurt. Er ließ sich in der Redaktion auf unbestimmte Zeit beurlauben, er hatte in der letzten Zeit ohnehin nichts Außergewöhnliches verfasst, alle dachten, dass der Verlust seines Großvaters ihn so mitgenommen hatte.

Schließlich rief er seine Frau an: „Hallo Schatz, wie geht's?“

„Danke wie immer, und dir?“, antwortete sie vergnügt. „Du hast mich schon lange nicht mehr angerufen, was ist passiert?“

„Ach, passiert ist nichts“, log er, „aber ich muss morgen nach Frankfurt, etwas recherchieren. Ich werde sicher ein paar Tage bleiben. Kommst du heute etwas früher nach Hause als sonst?“

„Ja natürlich, wir könnten zusammen essen gehen. Ich reserviere uns einen Tisch. Einverstanden?“

„Ja, gut“, brummte Merz. „Das tut dir sicher gut, eine Reise bringt dich auf andere Gedanken, du solltest das mit Opa nicht so schwer nehmen, er hätte das sicher nicht gewollt.“

„Ja, ja, ich weiß, du hast recht, aber ich bin so wie ich bin, verstehst du“, gab Merz zurück. „Also, bis heute Abend, ich freue mich.“

Cécile, seine Frau, hatte sich seit Opas Tod als Chefin in die Verwaltung ihrer geerbten Mietshäuser eingearbeitet. Bisher war sie nur Sachbearbeiterin gewesen, jetzt ging sie in dieser neuen Aufgabe völlig auf. So hatte sie kaum Zeit für ihn, und er musste ihr nicht zu viel vorspielen. Es wurde zunehmend schwieriger, alles mit seiner Trauer zu erklären, einmal musste er sein Problem lösen. Aber wie? Besser hätte ich ihr sofort alles erzählt, dachte er. Aber wenn sie davon weiß, hat sie das gleiche Dilemma wie ich, das kann ich ihr nicht zumuten. Außerdem ist es jetzt einfach schon zu spät, ich muss damit leben lernen, so wie Opa auch.

Das gemeinsame Abendessen verlief so, wie er sich das gewünscht hatte. Cécile erzählte ihm von Ihrer Arbeit, die ihr so viel Neues brachte, dass sie gar nicht aufhören konnte, ihm von unmöglichen Mietern und ebensolchen Handwerkern zu berichten.

Erst ganz zum Schluss fragte sie ihn nach dem Zweck seiner Reise. „Ach weißt du“, antwortete er, „ich habe das schon lange im Kopf. Ich will nach einer Familie suchen, die sich im Krieg schamlos bereichert hat. Ein paar Hinweise habe ich mit der Zeit gesammelt, jetzt kann ich mich damit befassen, weil ich nicht mehr Geld verdienen muss.“

Sie gab sich damit zufrieden, auch weil sie hoffte, dass er auf diese Weise wieder der lockere Erich würde, den sie früher geliebt hatte.

In der Nacht schlief Merz schlecht. Plötzlich fiel ihm ein, dass er den alten Fritz identifizieren musste. Wie sieht er wohl aus, dachte er. Bisher hatte er noch nie ein Unfallopfer gesehen. Was, wenn er nur noch das halbe Gesicht hat? Langsam kroch das Grauen zu ihm unter die Bettdecke, er konnte es nicht mehr verscheuchen. Gut, dass er schon um fünf Uhr aufstehen musste, um den Zug nach Frankfurt zu erreichen.

Er nahm seinen kleinen Koffer, und schlich sich aus dem Haus, ohne Cécile zu wecken. Zum Bahnhof brauchte er zu Fuß nur ein paar Minuten. Die kühle Morgenluft tat ihm gut, und nachdem er auch noch einen Kaffee getrunken hatte, fühlte er sich wirklich besser. Eigentlich liebte er Reisen mit der Bahn, und so erreichte er Frankfurt in guter Stimmung.

Er suchte sich ein Taxi, das ihn zu Polizeipräsidium brachte. Dort angekommen, fragte er wie abgesprochen nach Kommissar Reuter. Jemand begleitete ihn, in dessen Büro.

Kommissar Reuter war ein älterer Herr, der eine gewisse Ruhe ausstrahlte. Merz fühlte sich an den alten Fritz erinnert, auch wenn der Kommissar höchstens sechzig Jahre zählte.

„Herzlich willkommen in Frankfurt, trotz des traurigen Anlasses“, begrüßte er Merz, während er ihm die Hand reichte.

Merz suchte nach einer passenden Antwort, die ihm aber einfach nicht einfallen wollte, so dass er schließlich nur ein „Danke“, herausbrachte.

Der Kommissar, sichtlich bemüht, die triste Stimmung etwas aufzulockern, fragte freundlich, „trinken wir zuerst einen kleinen Schnaps, bevor wir uns an die Arbeit machen?“

Merz nickte zustimmend, „ja, das tut sicher gut.“

Nachdem sie angestoßen hatten, begann der Kommissar zu berichten, was er bisher herausgefunden hatte. „Wir haben alle Pensionen um den Hauptbahnhof abgeklappert, so viele sind das nicht. Herr Hauser hat in der Pension Erika gewohnt. Weil er das Zimmer zwei Wochen im Voraus bezahlt hatte, wurde er dort nicht vermisst. Die Durchsuchung hat nichts Außergewöhnliches ergeben, wie wir es erwartet haben. Das Unfallfahrzeug haben wir auch aufgefunden, der Besitzer kommt als Täter nicht in Frage. Wahrscheinlich, das ist nur eine Vermutung, haben wir es mit einer klassischen Strolchenfahrt zu tun. Im Tatfahrzeug haben wir zwar Spuren gefunden, aber bisher konnten wir nichts Konkretes ermitteln. Das ist der letzte Stand.“

Der Kommissar machte eine kleine Pause, um dann zu fragen, „haben sie vielleicht noch etwas hinzuzufügen?“

Merz überlegte krampfhaft, ob er nach Hinweisen für einen vorsätzlichen Mord fragen sollte. Schließlich ließ er es aber bleiben, er wollte den Kommissar nicht darauf bringen, auch noch in eine andere Richtung zu suchen.

„Dann könnten wir jetzt den Toten besuchen, um sicher zu sein, dass er sich um Herrn Hauser handelt. Er ist zwar auch in der Pension unter diesem Namen abgestiegen, die Dame am Empfang hat ihn auf Fotos zweifelsfrei erkannt. Wir sind jetzt auch im Besitz seines Reisepasses, den er in der Pension hinterlegt hatte. Trotzdem kann ich ihnen das nicht ersparen, das Gesetz schreibt es vor.“

„Ja natürlich“, antwortete Merz ergeben, „wie sieht er denn aus?“

Der Kommissar beruhigte ihn sofort: „Herr Hauser hat praktisch keine äußeren Verletzungen, er sieht aus wie eingeschlafen.“

Merz war zwar immer noch sehr nervös, aber er konnte doch die Fassung bewahren. Zusammen gingen sie durch das Gebäude, hinunter in die Gerichtsmedizin.

Es ist wirklich im Keller, fiel Merz ein, so wie man es im Film immer sieht. Jetzt fehlt nur noch ein abgebrühter Sezierer mit einem Sandwich in der Hand.

Aber als sie den gekachelten Raum betraten, kam ein älterer freundlicher Herr auf sie zu, der sofort Merz die Hand reichte. „Herzliches Beileid“, sagte er in salbungsvollem Ton.

Der Kommissar wies ihn an, „zeigen sie uns bitte den Herrn Hauser!“

„Selbstverständlich Herr Kommissar, sofort Herr Kommissar“, buckelte der Angestellte.

Er ging zu einer großen Schublade, in einer langen, mehrstöckigen Reihe, öffnete sie vorsichtig und trat dann respektvoll zur Seite. „Bitte, meine Herren“.

Der Kommissar legte das weiße Tuch soweit zurück, dass das Gesicht des Toten zu sehen war.

Merz räusperte sich. „Ja, das ist der alte Fritz, ich meine Herr Hauser.“

Der alte Fritz sah wirklich ganz friedlich aus, fast wie sein Großvater dachte Merz.

„Dann können wir noch ein Protokoll schreiben“, sagte der Kommissar, „dazu gehen wir wieder in mein Büro.“

Auf dem Rückweg fragte Merz, „was passiert denn nun mit dem Toten?“

„Er wird in seine Heimat überführt, die Schweizerische Botschaft ist bereits informiert. In solchen Fällen ist das üblich“, antwortete der Kommissar.

In seinem Büro angekommen, rief Reuter einen Assistenten, um das Protokoll aufzunehmen. Merz musste ein langes Formular ausfüllen, mit Angaben zu seiner Person.

Als der Kommissar das Papier durchlas, stutzte er, „ihr Vater ist in Frankfurt geboren?“

„Ja“, antwortete Merz, „aber ich weiß sonst fast nichts von ihm, meine Eltern sind beide früh verstorben. In dieser Sache sollte Fritz für mich etwas herausfinden.“

„Das tut mir leid“, sagte der Kommissar, „sie haben mit unserer Stadt wirklich kein Glück. Wollen sie es jetzt vielleicht selber versuchen?“

Merz zuckte zusammen. Eigentlich wollte er das geheim halten. Aber er musste erkennen, dass diese Ermittler über einen Instinkt verfügen, dass er etwas nicht sagen wollte. Er erinnerte sich sofort an den alten Fritz, als er ihm die Kopie des Fotos gegeben hatte. Ich muss vorsichtiger werden, dachte er, sonst werde ich nie jemand täuschen können.

„Ich weiß es nicht, Herr Kommissar“, antwortete er, „aber ich könnte es versuchen.“

Es war schon später Nachmittag, als Merz das Polizeipräsidium verließ. Er hatte sich von Kommissar Reuter verabschiedet, der ihm seine Karte gegeben hatte, falls noch Fragen auftauchen sollten. Merz war sich nicht sicher, was damit gemeint war. Spürt er, dass ich einiges verschwiegen habe. Gedankenlesen können sie auch nicht, dachte er trotzig. Er winkte sich ein Taxi herbei und ließ sich zur Pension Erika fahren.

2. Kapitel

Mit seinem Koffer in der Hand betrat Merz die kleine Pension. Alles wirkte etwas altbacken, dass es so etwas in dieser modernen Metropole überhaupt noch gibt, dachte er.

Diese Klingel stammte sicher noch aus der Vorkriegszeit. Er drückte trotzdem darauf, und sofort erschien eine Dame von etwa sechzig Jahren.

„Sie wünschen bitte“, fragte sie mit einer sehr angenehmen Stimme.

„Haben sie ein freies Zimmer?“, fragte Merz.

„Es tut mir leid“, war die Antwort, „wir sind voll belegt. Wie lange wollten sie den bleiben?“

„Etwa zehn Tage“, entgegnete Merz enttäuscht.

„Moment, vielleicht kann ich etwas machen. Ich muss nur jemanden anrufen.“

Sie wählte, dann sagte sie, „kann ich bitte mit Kommissar Reuter sprechen?“

Merz zuckte schon wieder zusammen. Den werde ich nicht mehr los, dachte er.

„Guten Tag, Herr Kommissar, ich wollte sie fragen, ob wir das Zimmer wieder vermieten können? Ich habe einen Gast, der einige Zeit bleiben möchte. Sie haben nichts dagegen. Wie schön. Ich danke Ihnen. Auf Wiederhören.“

Merz war sofort klar, jetzt wusste Kommissar Reuter, wo er wohnte. Die Dame lächelte ihn freundlich an. „Wir haben ein Zimmer, aber wir müssen es noch herrichten. Sie können in einer Stunde einziehen, wenn ihnen das recht ist?“

„Ja“, antwortete Merz. „Ich gehe solange etwas trinken.“ Im Nebenhaus befand sich eine Kaffeestube, Merz bestellte sich ein Kännchen Kaffee und nutzte die Zeit, um über den Tag nachzudenken. Er konnte offiziell nach seiner eigenen Familie suchen, dachte er. So komme ich nicht sofort in Gefahr, jemandem auf die Füße zu treten. Einen besseren Grund um nach Frankfurt zu kommen gibt es nicht. Wenn ich dabei zufällig noch etwas über Freunde von Opa erfahre, umso besser.

Die Stunde war schnell vorbei, Merz betrat erneut die Pension, wo die nette Dame bereits auf ihn wartete. „Die Anmeldung können sie später ausfüllen, ich werde ihnen zuerst das Zimmer zeigen“, erklärte sie ihm, bevor sie in den zweiten Stock stiegen.

Merz entdeckte an der Türe Reste von Klebstoff, wahrscheinlich war das Zimmer versiegelt gewesen. Es muss das Zimmer sein, dachte er.

Die Dame vom Empfang, schloss die Türe auf und sah ihn fragend an.

Merz nickte, „ich nehme es“, sagte er gleich. Als sie gegangen war, sah er sich alles genau an. Das Mobiliar bestand aus einem altmodischen Bett, einem ebensolchen Waschtisch aus hellem Marmor, einem Schrank und einem kleinen Tisch mit zwei Stühlen.

Wo würde ich hier etwas verstecken, überlegte er sich. Ohne eigentlich zu wollen, stieg er auf einen der Stühle, um oben auf den Schrank zu sehen. Und wirklich, da lag ein kleines schwarzes Buch, das Notizbuch von Fritz, er hatte es früher schon ein paar Mal gesehen.

Merz drückte seinen Fund an die Brust. Manchmal bin ich wirklich gut, dachte er. Sofort begann er nach der letzten Eintragung zu suchen. Fritz hatte seine Ermittlung genau dokumentiert, allerdings war es schwierig, die Handschrift zu entziffern. 31.05.1975 war noch leicht. Aber weiter. Wohne bei Erika, wie letztes Mal.

Merz musste sich langsam in den Text einarbeiten. Bahnhofkneipe, alter Mann erinnert sich an einen Konrad und Willhelm... Den gekritzelten Nachnamen konnte er beim besten Willen nicht entziffern. Vielleicht Hornbach oder Kornbach. Merz dachte angestrengt nach. Fritz hatte etwas von einer alten Liebe erzählt und jetzt wohnte er wieder bei Erika. Wusste die Dame vom Empfang etwas darüber. Er entschloss sich, vorsichtig bei guter Gelegenheit danach zu fragen.

Außerdem war Fritz in der Nacht als er überfahren wurde, bis drei Uhr in der Nacht unterwegs gewesen. Allein oder nicht? Hatte er noch etwas herausgefunden, was er nicht mehr aufschreiben konnte? Merz entschloss sich, in einem Restaurant beim Bahnhof zum Abendessen zu gehen. Natürlich befinden sich viele Restaurants in der Nähe zum Bahnhof, aber wenn ich alle abklappere finde ich sicher ab und zu einen Stammtisch von Bahnangestellten, dachte er sich.

Im Hinausgehen füllte er noch die Anmeldung aus, und von einer Telefonzelle rief er seine Frau an. Sie fragte, wo er wohne und was er mache, aber er erzählte ihr natürlich nichts von seinen Erlebnissen, nur wo er wohnte, und dass er kein Telefon im Zimmer hatte, was ihm eigentlich ganz recht war.

Der Abend verlief nicht nach seinem Wunsch, es war schwierig, mit den Leuten ins Gespräch zu kommen.

Merz musste schnell einsehen, dass ihm die Erfahrung des alten Fritz fehlte. Wie hatte er das nur gemacht. Vielleicht musste er nur etwas trinken gehen. Wenn man sich mit jemandem unterhalten will, darf man nicht zuerst etwas essen. Merz überlegte hin und her, ich kann ja nicht einfach ein Foto herzeigen und fragen ob sich jemand erinnert, oder vielleicht doch?

Schließlich gab er es auf und ging zurück in die Pension. Morgen würde er mit der Suche anfangen. Er war sowieso hundemüde, und schlief auch schnell ein.

Am nächsten Morgen beim Frühstück hatte Merz eine zündende Idee. Eine Kleinanzeige in der Frankfurter Allgemeinen, die er gerade zu lesen begonnen hatte. Sofort machte er sich an den Text. „Ich suche nach meinem Großvater, Angestellter der Reichsbahn. Während der NS Zeit. Name Traugott Merz. Bei Erfolg großzügiges Honorar. Kontakt unter Chiffre ... FAZ „.

Die Anzeige würde schon in der nächsten Ausgabe erscheinen, versicherte ihm der Angestellte, der ihn bediente. Den Rest des Tages verbrachte er damit, sich die Stadt anzusehen.

In einem Büro der noblen Frankfurter Finanzwelt, knallte Udo Dornbach seinem Vater die

FAZ auf den Schreibtisch. „Hast du die Zeitung schon gelesen?“, fragte er.

„Ja, natürlich“, war die Antwort.

„Auch die Kleinanzeigen?“

„Kleinanzeigen“, wiederholte lachend der Vater. „Wie kommst du denn darauf?“

„Hier, lies!“ Wilhelm Dornbach folgte der Aufforderung und wurde blass.

„Ich habe dir sofort gesagt, ein Schnüffler kommt niemals allein“, polterte Udo, „du und deine alten Methoden. Ein kleiner Unfall, und das Problem ist gelöst.“

„Bis jetzt haben sich meine Methoden bestens bewährt, außerdem verbiete ich dir, in diesem Ton mit mir zu sprechen“, antwortete Wilhelm Dornbach gekränkt. „Alles was ich tue, tue ich für euch.“

„Für uns,“ wiederholte Udo. „Wenn das jemals an die Öffentlichkeit kommt, können wir uns gleich begraben lassen. Großzügiges Honorar, da findet sich bestimmt noch jemand, der sich erinnert. Willst du die auch alle liquidieren lassen?“

„Wir müssen Ruhe bewahren“, antwortete der Vater, „hast du schon mit deinem Bruder darüber gesprochen?“

„Nein, noch nicht.“ Dann hat es auch keine Eile, es reicht wenn wir uns mit dem Problem befassen.“

Langsam beruhigte sich Udo. „Wir müssen Kontakt aufnehmen“, entschied Wilhelm, „aber es will gut überlegt sein, was wir tun. Wenn dieser Enkel gut betucht ist, wird ihm auch daran liegen, sein Geld und seinen guten Namen zu behalten. Vielleicht sucht er ja wirklich nur nach seinen Wurzeln. Wir müssen jemand schicken, der eine gute Rolle spielen kann. Außerdem, müsste Traugott schon mindestens fünfzehn Jahre tot sein, wenn er etwa fünfundsiebzig geworden ist. Das letzte, das ich von ihm weiß, ist, dass er ausgebombt wurde, dabei ist ihm nur ein Sohn geblieben. Danach ist er abgehauen und wir haben nie wieder etwas von ihm gehört“.

„Hoffen wir, dass du recht hast“, antwortete Udo, „aber wen willst du schicken? Der einzige der in Frage kommt, bist du selbst. Nur du bist alt genug, um glaubwürdig zu erscheinen, aber nicht so alt, dass er denken könnte, du hättest etwas gewusst“.

„Ja, du hast Recht, außerdem möchte ich niemanden einweihen müssen, der uns auch wieder erpressen kann.“ Vater Dornbach lehnte sich zurück. „Mir wird schon das richtige einfallen, auf mich kann ich mich schließlich verlassen“.

Am Rand von Frankfurt, in einer Schrebergartenanlage, las auch der siebzigjährige Karl Mendel, wie jeden Tag die Kleinanzeigen in der FAZ. Traugott Merz? „Ach, das ist sicher nur ein Zufall“, brummte er laut vor sich hin. Andererseits, großzügiges Honorar. Na ja, dachte er sich, einen Versuch wäre es vielleicht wert. Wenn er mich damals nicht rechtzeitig gewarnt hätte, wäre ich auch im KZ gelandet. Aber ist es wirklich dieser Traugott Merz? Mendel

entschloss sich, sich zu melden.

Willhelm Dornbach traf sich mit Merz zwei Tage nach Erscheinen der Kleinanzeige in einem Gartenrestaurant. Er hatte sich einen schäbigen Anzug erstanden, um als pensionierter Eisenbahner auftreten zu können. Er stellte sich als Herbert Meier vor. „Ja, ich habe einen Traugott Merz gekannt“, bestätigte er Merz, „allerdings war ich erst knapp zwanzig Jahre alt, gerade mit der Ausbildung fertig. Wir haben nur ganz kurze Zeit zusammen Dienst geschoben. Er war um diese Zeit etwa fünfzig, wurde dann ausgebombt, wie ich gehört habe, danach habe ich ihn nie wieder gesehen.“

Dornbach war als Begleiter der Lagertransporte vom Reichssicherheitshauptamt eingesetzt gewesen, was allerdings seine Kameraden nicht wussten. Für sie war er einfach ein Kollege. „Haben sie vielleicht noch ein altes Foto oder etwas anderes woran man ihn erkennen könnte“, fragte Dornbach nach.

„Leider nein“, log Merz, „ich habe gar nichts aus dieser Zeit, er hat mir nichts hinterlassen, das mir weiterhelfen könnte.“ Merz kramte ein Foto hervor, „auf dieser Aufnahme ist er etwa siebzig Jahre alt.“

Dornbach sah sich das Bild eine Zeitlang an, schüttelte dann den Kopf, „es wäre möglich, aber es ist zu lange her.“

„Können sie mir noch etwas aus dieser Zeit erzählen, es interessiert mich, was für ein Mensch er war?“, fragte Merz.

„Wie schon gesagt, ich habe ihn nur kurze Zeit gekannt, außerdem ist es nicht sicher, dass es sich um ihren Großvater handelt. In dieser Zeit ist so viel passiert, da erinnert man sich nicht mehr an alle kleinen Dinge“, entgegnete Dornbach.

Manchmal auch nicht an die großen, dachte Merz. Das Bild, das er ihm gezeigt hatte, war nicht das seines Großvaters gewesen.

Wenn er ihn gekannt hätte, wäre ihm das sicher aufgefallen, hatte sich Merz überlegt. Er war entschlossen, äußerst vorsichtig zu sein, um sich nicht in Gefahr zu bringen.

Dornbach alias Meier verabschiedete sich von ihm, „es tut mir leid, dass ich ihnen nicht helfen konnte.“

Merz war sich sicher, dass mit diesem Meier etwas nicht stimmte. Er hatte zwar unter dem alten Anzug nur die Krone seiner Uhr gesehen, aber das reichte ihm, um eine teure Rolex zu erkennen. Er hatte sich sein Gesicht genau eingepägt, eine Gabe, die ihm ermöglichte, eine Person auch nach Jahren immer noch sicher zu erkennen.

Für den Nachmittag hatte sich noch ein gewisser Mendel angemeldet, Merz war gespannt, was er ihm zu sagen hatte. Sie wollten sich in seiner Gartenlaube am Rand der Stadt treffen.

Wilhelm Dornbach war inzwischen umgezogen, wieder in seinem Büro eingetroffen. Er rief seinen Sohn Udo zu sich. „Dieser junge Merz hat keine Ahnung, da bin ich mir sicher“, erklärte er ihm. „Trotzdem habe ich Horst und Jens auf ihn angesetzt, damit sie ihn verfolgen

und uns alles berichten können. Wenn er niemanden findet, der ihm etwas über uns erzählen kann, dann sind wir sicher. Ich konnte nicht fragen, ob sich noch jemand gemeldet hat, aber diese zwei werden ihm überallhin folgen und dann sehen wir weiter.“

Udo verzog das Gesicht. „Deine Neonazis. Kannst du denen wirklich vertrauen?“

„Ach, die wissen nichts Genaues, aber sie wissen, woher die jährliche Spende kommt“, antwortete Wilhelm Dornbach.

Nach dem Essen bestellte sich Merz ein Taxi und ließ sich zu Mendels Gartenlaube fahren. Er bemerkte nichts davon, dass ihnen ein Kleinwagen nachfolgte. Jens und Horst hatten schon öfters Leute observiert, und einem Taxi zu folgen war auch nicht besonders schwer. Die zwei waren gegen Geld zu jeder Schmutzarbeit bereit, und sie hatten beide auch schon einiges auf dem Kerbholz.

Ihr Auftrag lautete, nur zu beobachten und sich auf keinen Fall bemerkbar zu machen. Nachdem Merz das Taxi verlassen hatte, schlenderten sie nur vorbei, um sich die Örtlichkeit zu merken. Die Gartenlauben haben eigentlich keine richtigen Adressen, sind aber von allen Besitzern liebevoll angeschrieben. Sie sahen Merz und Mendel in der Laube sitzen, so dass kein Zweifel bestand, mit wem er sich traf.

Merz und Mendel kamen sich schnell näher. Der alte Jude war sehr höflich, und freute sich aufrichtig über seinen Besuch. „Der Enkel von meinem lieben Freund Traugott. Ich kann es gar nicht glauben“, rief er aus. Ohne ihn würde ich gar nicht hier sitzen. Er hat mich rechtzeitig gewarnt, und mit einem Kohlenzug nach Italien verschickt. In der Schweiz bin ich dann abgesprungen und wurde von einem Bauern aufgenommen. Die ganze Kriegszeit habe ich bei ihm verbracht und gut gelebt.“

Merz fühlte Balsam auf seiner Seele. Wenigstens einen hat er gerettet, dachte er sich. Er entschloss sich, Mendel das Foto zu zeigen. Dieser musste erst seine Brille suchen, aber dann sagte er sofort: „Ja, das ist Wilhelm Dornbach und der andere ist Konrad Hammer.“

„Wissen sie, was aus ihnen geworden ist?“, fragte Merz gespannt.

„Aber nein“, antwortete Mendel kopfschüttelnd, „wie könnte ich? Ich bin im Sommer einundvierzig geflohen, und erst siebenundvierzig zurückgekommen“.

„Schade“, stellte Merz fest.

Mendel erzählte ihm dafür noch einige andere Anekdoten und Erinnerungen, die sich immer mehr einstellten. Es war schon dunkel, als Merz langsam aufbrechen wollte.

Mendel lud ihn für den folgenden Abend ein. „Bringen sie eine Flasche Wein mit, ich habe in meiner Stadtwohnung noch ein paar Fotos, die ich morgen holen kann. Im Sommer lebe ich in meiner Laube, in der Stadt ist es zu warm. Dann können wir noch ein paar Stunden plaudern.“

Merz nahm die Einladung dankend an. Mendel begleitete ihn bis zur nächsten Telefonzelle und umarmte ihn zum Abschied. „Ich freue mich auf morgen.“

Merz rief sich ein Taxi und ließ sich in die Pension fahren. Er war bester Laune. Dieser Mendel hatte ihm, ohne es zu wissen, mehr geholfen, als er erwartet hatte. Wilhelm Dornbach und Konrad Hammer. Außerdem war Opa doch nicht so schlecht gewesen wie es ausgesehen hatte. Jetzt muss ich nur noch die richtige Familie Dornbach finden, dachte er sich.

Wieder fiel ihm nicht auf, dass seinem Taxi derselbe Kleinwagen folgte, und in der Nähe parkte ohne dass jemand ausstieg.

Am nächsten Morgen erstattete Horst Pohl Wilhelm Dornbach seinen ersten Bericht: „Er hat einen gewissen Mendel besucht und ist fast fünf Stunden bei ihm geblieben.“

„Mendel“, Dornbach runzelte die Stirn, „einen Juden hat er besucht. Konntest du etwas davon hören, was sie gesprochen haben?“

„Nein, das ging nicht, in diesen Gartenlauben kann man nicht bleiben, ohne aufzufallen.“

Dornbach überlegte eine Weile, und sagte dann, „fahrt zu diesem Mendel und fragt ihn, was Merz von ihm wollte. Lasst euch etwas einfallen, ihr seid Ermittler vom BKA oder so etwas. Für die Überwachung hast du ja andere Leute.“

Horst nahm Haltung an und verabschiedete sich. „Wir erledigen das sofort. sobald ich etwas weiß, melde ich mich.“

Zusammen mit Jens fuhr er in die Gartenlaube, wo Mendel gerade seine Rosen pflegte. Mit schnellen Schritten traten sie bei ihm ein. „Herr Mendel, wir sind vom BKA und haben ein paar Fragen an sie“, erklärte Horst in scharfem Ton.

„Vom BKA?“, wiederholte Mendel mit zittriger Stimme.

„Glauben sie uns etwa nicht?“, herrschte ihn Horst an und baute sich drohend vor ihm auf.

Mendel wurde blass, diesen Ton hatte er noch gut im Ohr. Er griff sich an die Brust und fiel einfach um.

Horst begann zu fluchen, „Scheisse, was macht er denn“, er suchte Mendels Puls am Handgelenk, aber da war keiner mehr zu finden.

„Komm, Jens, wir hauen ab.“ An der Gartentüre blieb er noch kurz stehen und wischte die Klinke mit einem Taschentuch ab. „Wir wollen doch keine Spuren hinterlassen“, sagte er zu Jens.

Dieser nickte eifrig. Schweigend gingen sie zum Wagen und machten sich auf den Weg, zurück in die Stadt. „Wie soll ich das, Dornbach erklären. Der Jude kratzt einfach ab ohne etwas zu sagen“, regte sich Horst auf.

Jens fasste sich an die Nase. „Als wir gekommen sind, war er schon tot, könnten wir sagen. Dann sind wir fein raus.“

„Du hast recht.“ Horst lehnte sich zurück. „Er ist eines natürlichen Todes gestorben, daran

gibt es keinen Zweifel. Niemand kann uns eine Schuld nachweisen.“

„Sollten wir die Polizei benachrichtigen?“, fragte Jens.

„Spinnst du?“, fauchte Horst. „Mann, bist du blöd. Ohne mich wärest du schon lange wieder im Bau gelandet. Die Bullen rufen. So etwas kann nur dir einfallen.“

„Ja, ist ja gut“, antwortete Jens kleinlaut.

Dornbach tobte in seinem schalldichten Büro. Seine Angestellten waren das gewohnt, außerdem hatte er dafür gesorgt, dass man nichts verstehen konnte.

„Was heißt, er war schon tot als wir gekommen sind? Was habt ihr genau gemacht?“

„Nichts haben wir gemacht“, beteuerte Horst zum wiederholten Mal. „Er liegt in seinem Garten, er war ja auch schon ziemlich alt.“

„Hast du ihn angefasst? War er noch warm?“, fragte Dornbach bohrend.

„Ich habe nur seinen Puls gesucht, richtig kalt war er jedenfalls noch nicht“, entgegnete Horst, „keine Verletzungen, nichts Auffälliges.“

Schade, dass wir ihn nicht schon früher erwischt haben, dachte Dornbach. Laut sagte er, „woher soll ich jetzt erfahren, was sie gesprochen haben?“

„Wir können ja den andern fragen“, schlug Horst vor.

„Auf keinen Fall“, brüllte Dornbach. „Er darf auf keinen Fall merken, dass wir ihn überwachen. Wenn das passiert, dann bekommst du richtige Probleme, merk dir das.“

„Ja, Chef“, antwortete Horst unterwürfig. „Wir passen schon auf. Ich melde mich, wenn es etwas Neues gibt“, schob er noch nach.

„Habe ich etwa gesagt, du kannst gehen?“ Dornbach war immer noch in Fahrt.

„Verzeihung Chef“, stammelte Horst.

„Verschwinde jetzt, bevor ich mich vergesse.“ Dornbach schlug mit der Faust auf den Tisch.

Horst hob die Hand zum Gruß, und verschwand in Dornbachs Lift, der direkt in die Garage führte. Er hatte ihn extra einbauen lassen, damit sich seine diskreten Besucher ungesehen bewegen konnten.

Erich Merz hatte lange ausgeschlafen. Erst gegen Mittag verließ er sein Zimmer, um zum Essen zu gehen. Er hielt daran fest, jeden Tag ein anderes Restaurant zu besuchen, um vielleicht doch noch einen Eisenbahnerstammtisch zu finden. Bisher hatte er damit noch nicht viel Erfolg gehabt, aber er war trotzdem immer noch in bester Laune. Am Abend würde Mendel ihm noch weitere Informationen liefern. Er konnte ihn auch fragen, wo sich die alten Reichsbahnangestellten trafen. Daran hatte er bei seinem ersten Treffen nicht gedacht.

Nach dem Essen ging er noch eine Weile spazieren und kaufte einen guten Tropfen, wie Mendel ihn gebeten hatte. In seinem Zimmer begann er seine bisherigen Erkenntnisse aufzuschreiben, um alles einordnen zu können. Außerdem wollte er nicht wieder vergessen, nach wichtigen Dingen zu fragen. Er machte sich für alle Fälle ein paar Notizen in dem kleinen Buch, das dem alten Fritz gehört hatte. Schon oft hatte er versucht, noch etwas Weiteres zu entziffern, aber es war einfach zu schwierig. Ich sollte mich mit einer Apothekerin anfreunden, dachte er grinsend.

Gegen fünf Uhr machte er sich auf den Weg zu Mendel. Wieder folgte ihm ein Wagen, den er erneut nicht bemerkte. In der Straße mit den Lauben angekommen, ging er die letzten Schritte zu Fuß.

Man würde nicht glauben, dass man in einer Großstadt ist, ging ihm durch den Kopf. Jeder versuchte den andern mit Hecken und Blumen zu übertreffen. Geschnittene Figuren aus Buchsbäumen, adrette Teiche mit Karpfen und Goldfischen, zahme und wilde Vögel hörte man zwitschern und streiten.

Wenn das hier vorbei ist, kaufe ich mir vielleicht auch so einen Garten, dachte Merz. Er ging auf das Gartentor von Mendels Laube zu, das sich unter einem mit Reben bepflanzten Torbogen befand. Die einzige Stelle, wo man hineinsehen konnte. Er trat ein und suchte nach seinem Gastgeber. Von Mendel war nichts zu sehen oder zu hören. Auch im Gartenhaus, war nichts zu entdecken. Merz schaute sich um, und ging wieder nach draußen. Da sah er ihn liegen, neben seinen Rosen, weiß, mit aufgerissenen Augen und einem erschreckten Gesicht. Merz ließ seine Flasche fallen und rannte zu ihm hin.

Tot, fuhr es ihm durch den Kopf, tot wie Fritz. Er kniete sich neben den leblosen Körper hin, versuchte einen Puls zu finden, obwohl er keine Ahnung hatte, wie das funktionierte. Egal, Mendel war tot, das sah er auch so. Merz stützte den Kopf in die Hände. Schon zwei tote Freunde wegen diesem Scheißgeld, dachte er verzweifelt. Was mache ich falsch? Bin ich schuld?

Er brauchte einige Minuten, um sich zu fassen. Ich muss Kommissar Reuter anrufen, fiel ihm ein. Er suchte nach der Karte mit der Nummer. Mechanisch stapfte er durch das Gartentor, das noch offenstand und machte sich auf den Weg zur Telefonkabine an der Kreuzung, die er schon gestern benutzt hatte.

„Polizeipräsidium Frankfurt“, meldete sich eine Stimme, „was kann ich für sie tun?“

„Ich möchte mit Kommissar Reuter sprechen“, sagte Merz mit belegter Stimme.

„Ich weiß nicht, ob er noch in seinem Büro ist, Moment bitte. Wen darf ich melden?“

„Merz , Erich Merz.“

Nach kurzer Zeit meldete sich Kommissar Reuter. „Herr Merz aus der Schweiz?“

„Ja, guten Abend Herr Kommissar. Können sie schnell kommen. Ich habe eine Leiche gefunden.“

„Eine Leiche? Wo? Hier in Frankfurt?“

„Ja, hier in den Gartenlauben an der Mainzer Landstraße. Die genaue Adresse weiß ich nicht.“

„Aber Herr Merz, warum verständigen sie dann mich und nicht den Polizeinotruf? Na, gut, ich werde alles Nötige veranlassen, den Notarzt und eine Polizeistreife.“

Merz unterbrach, „einen Notarzt braucht er nicht mehr.“

„Doch, natürlich braucht es das, Herr Merz, wie wollen sie den Tod eines Menschen feststellen. Ich werde selbst auch kommen. Bleiben sie bitte auf der Straße und weisen sie die Leute ein!“

„Ja, Herr Kommissar, mache ich“, brummte Merz ergeben. Er ging zurück zum Eingang, und bereits nach wenigen Minuten hörte er das Martinshorn eines Polizeifahrzeuges näherkommen. Mit erhobenen Armen trat er auf die Straße, um die Beamten auf sich aufmerksam zu machen.

Der Streifenwagen stoppte mit quietschenden Reifen, die Polizisten sprangen heraus und einer fragte, „haben sie uns gerufen?“

„Ja, das war ich, kommen sie, da liegt Herr Mendel.“ Die Polizisten untersuchten den leblosen Mendel, griffen in seine Taschen und öffneten sein Hemd, um an seiner Brust zu horchen.

Der Notarztwagen war inzwischen ebenfalls eingetroffen, zwei Männer mit weißen Helmen rannten in die Laube. Durch den Lärm begannen sich auch einige andere Laubenbesitzer auf der Straße zu versammeln. Der Notarzt schüttelte nach kurzer Untersuchung den Kopf. „Da können wir wirklich nicht mehr helfen. Der Herr ist bereits seit einigen Stunden nicht mehr am Leben. Sieht nach Herzversagen aus“, sagte er zu den Polizeibeamten. „Soll ich den Abtransport veranlassen?“

Einer der Polizisten schüttelte den Kopf, „nein, wir warten auf Kommissar Reuter.“

Der war inzwischen auch eingetroffen und wechselte auf der Straße ein paar Worte mit dem Notarzt, Merz konnte aber nicht hören, was gesprochen wurde. Danach trat er in die Laube, warf einen Blick auf den Toten, der inzwischen mit einem weißen Laken zugedeckt worden war.

Erst danach ging er auf Merz zu und reichte ihm die Hand. „Guten Abend Herr Merz, na dann, erzählen sie mal.“

Merz wusste nicht so recht wo er anfangen sollte, deshalb sagte er: „Das ist Herr Mendel, ein alter Freund meines Großvaters. Ich habe ihn über eine Kleinanzeige in der FAZ kennen gelernt. Wir waren für heute Abend verabredet, und als ich gekommen bin, habe ich ihn tot aufgefunden. Darauf habe ich sie sofort angerufen.“

„Aber warum rufen sie jemand von der Mordkommission“, fragte der Kommissar, „der

Notarzt hat mir gesagt dass mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ein natürlicher Tod vorliegt. Haben sie einen konkreten Verdacht, dass jemand nachgeholfen hat.“

Merz knetete seine Hände, „wissen sie, ich bin hier fremd, und ich hatte gerade ihre Karte in der Tasche. Ich habe darüber noch gar nicht nachgedacht, aber wenn man sein erschrecktes Gesicht sieht, ...“

„Das ist normal“, wehrte der Kommissar ab. Wenn jemand einen Herzanfall erleidet, erschreckt er sich, und wenn er schnell stirbt, kann dieser Ausdruck auf seinem Gesicht bleiben. Daraus können sie nicht irgendwelche Schlüsse ziehen. Aber ich frage sie jetzt noch einmal? Haben sie irgendeinen Anhaltspunkt für ein Fremdverschulden?“

„Nein“, antwortete Merz, „aber ich muss zuerst meinen Kopf etwas in Ordnung bringen.“

„Gut, wenn ihnen noch etwas einfällt, lassen sie es mich wissen“, sagte der Kommissar.

Sein Assistent sah ihn fragend an: „Ermitteln wir?“

„Nicht wirklich, aber wenn wir schon da sind, nehmen wir ein paar Fingerabdrücke von Klinken und Schubladen. Außerdem sehen sie nach, ob etwas durchwühlt oder gewaltsam geöffnet ist.“ Etwas leiser sagte noch, „nehmen sie auch Abdrücke von dieser Weinflasche, die hat sicher Herr Merz gebracht, dann können wir sofort vergleichen.“

Er wandte sich wieder an Merz: „Den Rest können wir den Polizeibeamten überlassen. Wenn sie wollen, kann ich sie zur Pension Erika bringen, das liegt auf meinem Weg.“

Merz tat erstaunt, „sie wissen, wo ich wohne?“

„Das ist nur Zufall“, antwortete der Kommissar. „Wollen sie?“

„Ja gern, wenn ich kann, danke.“

Dieses Mal folgte ihnen kein Schatten, Horst und Jens hatten sich beim Eintreffen der Polizei schnell verzogen.

Auf der Fahrt fragte Merz den Kommissar, „was geschieht nun mit Herr Mendel, werden sie eine Obduktion anordnen?“

„Eine Obduktion kann nur der Staatsanwalt anordnen, Herr Merz, falls wir etwas Auffälliges finden, werde ich ihn darum bitten. Aber ich rechne nicht damit.“

„Gestern war er noch quicklebendig“, sinnierte Merz, „und heute ist er einfach tot.“

„Nehmen sie das nicht so schwer, in seinem Alter muss man damit rechnen, außerdem ist es eigentlich ein schöner Tod, so in seinen Rosen einfach umzufallen. Viele müssen noch lange Krankheiten ertragen“, antwortete der Kommissar.

Merz wusste, dass er Recht hatte, aber er wollte noch so viele Fragen stellen, außerdem war er noch nicht überzeugt, dass niemand an seinem Tod schuld war.

Der Kommissar ließ den Wagen halten, sie waren bei der Pension angekommen. „Wenn wir etwas ermitteln, lasse ich sie es wissen, ich kann sie in der Pension erreichen?“, fragte der Kommissar.

„Ja, ich bleibe sicher noch ein paar Tage hier“, erklärte Merz. „Auf Wiedersehen Herr Kommissar.“

Merz betrat die Pension, an der Theke stand seine Wirtin und sah ihn an, „ist etwas passiert?“, fragte sie, „ist ihnen nicht gut?“

„Ein Freund ist gestorben“, antwortete Merz.

„Ach, das tut mir leid“, sagte sie. „Das habe ich auch gerade erlebt, er stammte aus der Schweiz, so wie sie.“

Merz sah sie fragend an: „Fritz.“

„Sie haben ihn gekannt“, staunte sie.

„Ja, er war in meinem Auftrag in Frankfurt, er sollte etwas für mich ermitteln.“

„Er hat mir davon erzählt, aber den Namen seines Auftraggebers hat er nicht erwähnt, darum konnte ich nicht wissen, dass sie das sind. In einer Stunde kommt der Nachtportier, wollen sie dann zu mir in die Wohnung kommen? Ich würde gerne mit ihnen ein wenig über ihn plaudern. Vielleicht möchten sie ja auch nicht allein bleiben.“

„Ja“, antwortete Merz, „ich komme gern.“

Eine gute Stunde später klingelte Merz an der Wohnungstür seiner Wirtin. Sie erwartete ihn bereits, „Kaffee oder Kognak“, fragte sie.

„Wenn ich bitten darf, beides“, antwortete Merz.

Sie lächelte, „genauso hat Fritz geantwortet, und auch noch mit gleichem Akzent. Der arme Fritz. Jemand hat ihn hier in Frankfurt überfahren. Wahrscheinlich ein Betrunkener mit gestohlenem Auto. Niemand hat etwas gesehen. Aber ich will nicht von seinem Tod sprechen. Wir haben uns vor etwa dreißig Jahren kennengelernt. Ich habe diese Pension schon lange. Er war bei uns abgestiegen, und wie er mir gesagt hat, war er von meiner Stimme begeistert. Da war ich natürlich auch noch etwas jünger, es war sicher nicht nur das. Ich bin jung verwitwet, mein Mann ist schon in Russland gefallen. Die Pension habe ich von meinen Eltern geerbt, so dass ich immer ein Auskommen hatte. Fritz war zu dieser Zeit noch Angestellter, Detektiv ist er erst später geworden. Er war nur drei Monate hier, aber es war eine intensive Zeit. Er musste für eine Schweizer Firma etwas überwachen, aber unsere ganze Freizeit haben wir zusammen verbracht. Dann musste er wieder nach Hause, ich konnte nicht alles aufgeben, um mit ihm zu gehen. Darum haben wir uns erst jetzt wiedergesehen, aber das Schicksal hat uns nur ein paar Tage gelassen.“ Sie tupfte sich einige Tränen ab. „Was können sie mir über ihn erzählen, wie hat er gelebt?“

Merz strich sich über die Nase, „ich habe ihn eigentlich nicht so gut gekannt, außer beruflich

haben wir uns nicht oft gesehen. Er war ein paarmal für mich unterwegs, um einige Fakten zusammenzutragen. Ich habe die Informationen gebraucht, um Zeitungsartikel zu schreiben.“ Merz machte eine Pause. „Darf ich fragen, ob er ihnen etwas erzählt hat über seine Ermittlungen hier in Frankfurt.“

„Er hat mir gesagt, dass sie ihre Familie suchen, die einmal hier gelebt hat. Er hat sich mit vielen alten Eisenbahnern unterhalten, und dabei einen Konrad Hammer gefunden.“

Merz war wie vom Donner gerührt. Sie hätte es gewusst. Warum habe ich nicht früher gefragt? „Einen Konrad Hammer?“. wiederholte er.

„Ja, der auf dem Foto, dass sie ihm gegeben haben.“

„Gefunden, wo hat er ihn gefunden?“

„Ja was denken sie, auf dem Friedhof natürlich. Er ist schon seit fünfundzwanzig Jahren tot. Das Grab wird schon bald wieder aufgehoben. Da er ja nichts mehr erzählen kann, hat Fritz nach dem anderen Mann gesucht, davon konnte er mir nicht mehr berichten. Aber ich habe ihnen nun so viel erzählt, ich möchte auch etwas von ihnen hören.“

Merz erzählte, was ihm gerade so einfiel über den alten Fritz, nur als er von seinem Sohn in Kanada sprach unterbrach sie ihn. „Er hat einen Sohn. Davon hat er mir nichts gesagt.“

Sie saugte alles auf, wie ein Schwamm, was sie über ihn hörte. Sie muss ihn geliebt haben, dachte Merz. Nach Mitternacht kehrte er sein Zimmer zurück. Er dachte noch lange über den Tag nach, schlief erst gegen Morgen ein.

Am nächsten Morgen im Polizeipräsidium brachte der Assistent von Kommissar Reuter seine Ergebnisse zu ihm.

„Haben wir etwas“, fragte der Kommissar.

„Nicht viel, es war nichts durchsucht oder erbrochen, Abdrücke überall, aber nur von Mendel. Nur auf der Flasche und auf der Klinke der Gartentüre waren fremde Abdrücke. Allerdings die gleichen. Sie dürften von ihrem Zeugen stammen.“

„Sonst ist ihnen nichts aufgefallen?“

„Nein, auf der Klinke war nur ein Abdruck vorhanden.“

„Was, nur ein Abdruck? Keine von Mendel?“

„Nein.“

„Seltsam“, der Kommissar überlegte kurz, dann fragte er, „haben sie einen Garten?“

„Ja“, war die Antwort.

„Und wie oft reinigen sie die Klinke der Gartentüre?“

Der Assistent lachte. „Nie.“

„Sehen sie, ich auch nicht. Vielleicht hat der letzte Besucher die Klinke abgewischt, das wäre möglich. Es kann aber auch nur ein Zufall sein. Trotzdem werde ich eine Obduktion beantragen.“

Der Kommissar lehnte sich zurück. „Legen sie eine provisorische Akte an, und vermerken sie, was wir besprochen haben.“

„Soll ihr Zeuge zum Vergleich der Abdrücke vorgeladen werden?“

„Nein, das hat noch Zeit, wir warten auf jeden Fall das Ergebnis des Gerichtsmediziners ab. Wenn sich nichts ergibt, legen wir den Fall zu den Akten.“

Der Assistent blieb noch kurz stehen.

„Ist noch etwas?“, fragte der Kommissar nach. „Ja, wir haben, wie sie wissen, zwei junge Abgänger der Polizeischule bei uns in der Abteilung. Sie müssen seit zwei Monaten nur Schreiarbeiten erledigen. Es wäre besser, wenn sie einmal einen praktischen Einsatz hätten. Gibt es vielleicht eine Möglichkeit, dass sie etwas tun könnten. Niemand will sie mitnehmen, weil sie keine Erfahrung haben.“

Der Kommissar kratzte sich am Kinn. Dann hellte sich sein Gesicht auf. „Ich habe einen Einsatz für die zwei. Schicken sie sie umgehend zu mir.“

„Mache ich.“ Der Assistent eilte davon.

Einige Minuten später betraten zwei junge Männer das Büro von Kommissar Reuter. Sie stellten sich vor: „Ich bin Walter Hellmann.“

„Und ich Max Krüger“, sagte der andere. „Sie haben uns bestellt.“

„Wir machen jetzt eine Einsatzbesprechung“, begann der Kommissar. „Ihr müsst jemanden observieren. Habt ihr schon eine Erfahrung.“

„Nein.“ Beide schüttelten die Köpfe.

„Na, gut, derjenige ist nicht gefährlich, er rechnet nicht mit einer Beschattung, trotzdem darf er nichts bemerken. Habt ihr wenigstens etwas Theorie gehabt in der Schule?“

„Ja“, beide nickten.

„Wir fahren jetzt zum Einsatz. Ich werde mich kurz mit Ihm treffen, und ihr bleibt an ihm dran. Ihr meldet euch, wenn etwas Besonderes passiert oder sonst etwa alle acht Stunden. Alles klar.“

„Ja, Herr Kommissar“, sie antworteten gleichzeitig.

Reuter griff zum Telefon, wählte eine Nummer, dann fragte er, „ist Herr Merz im Haus? Ja,

richten sie ihm bitte aus, dass ich kurz vorbeikomme. Danke.“ Der Kommissar legte auf. „Das ist euer Mann. Erich Merz, er wohnt in der Pension Erika. Wir treffen uns in zehn Minuten in der Fahrbereitschaft. Den Wagen müsst ihr übrigens jeden Tag wechseln. Noch Fragen?“

Die beiden sahen sich kurz an. „Nein, Herr Kommissar“, antwortete Hellmann.

Kurz darauf fuhr Kommissar Reuter mit Hellmann und Krüger im Schlepptau zur Pension Erika. An der Theke erwartete ihn Merz bereits. „Guten Tag, Herr Kommissar, gibt es etwas Neues?“

„Ja“, antwortete Reuter, „außerdem habe ich noch einige Fragen. Darf ich sie zum Kaffee einladen? Gerade um die Ecke gibt es ein Restaurant mit Garten“.

Merz nickte, „ja bitte“.

Als sie im Garten saßen, vor sich die Kaffeetassen, begann der Kommissar: „Ich möchte wissen, als sie bei Mendel eintrafen, war die Gartentüre geschlossen oder vielleicht nur angelehnt?“

Merz runzelte die Stirn, „die Gartentüre? Hm, die war geschlossen. Aber warum ist das wichtig?“

„Moment“, sagte der Kommissar, „von wo haben sie mich angerufen?“

„Aus der Telefonzelle an der Kreuzung.“

„Dann sind sie wieder nach draußen gegangen?“

„Ja, natürlich.“

„Haben sie die Türe wieder geöffnet?“

„Herr Kommissar, das weiß ich wirklich nicht mehr. Vielleicht habe ich sie auch offen gelassen.“ Merz schüttelte den Kopf. „Ich war ganz durcheinander, aber auch sonst könnte ich mich an solche Kleinigkeiten nicht mehr erinnern. Da verlangen sie zu viel von mir“.

Der Kommissar hob beruhigend die Hände, „so wichtig ist es auch wieder nicht, aber immerhin eine Möglichkeit, dass sie sich erinnern. Wir haben auf der Klinke nur Fingerabdrücke gefunden, die wahrscheinlich von ihnen stammen. Und auch nur außen. Es besteht die Möglichkeit, dass die Klinke abgewischt wurde. Andererseits könnte Herr Mendel sie auch gerade gereinigt haben. Das ist aber eher unwahrscheinlich.“

Merz nickte zustimmend. „Aber was bedeutet das?“ „Es muss nichts bedeuten, aber es könnte sein, dass Herr Mendel Besuch gehabt hat, der seine Spuren verwischen wollte. Das ist aber wirklich nur hypothetisch.“

Merz wurde ganz eifrig. „Herr Kommissar, das ist eine wichtige Spur, ich bin sicher, Mendel ist nicht einfach so gestorben. Es passt alles zusammen.“

„Langsam“, wehrte der Kommissar ab, „ich möchte bei den Fakten bleiben. Ich habe eine Obduktion beantragt, um Sicherheit zu bekommen, aber wenn sich nichts Ungewöhnliches ergibt, muss ich den Fall zu den Akten legen.“

Merz machte ein enttäuschtes Gesicht, „das würden sie tun?“

„Ich muss, es gibt eindeutige Vorschriften. Aber zuerst warten wir jetzt wirklich auf die Gerichtsmedizin.“

Sie schwiegen eine Weile, dann fragte Merz, „Herr Kommissar, darf ich fragen, ob sie mit Fritz, ich meine Herr Hauser, weitergekommen sind?“

Der Kommissar schüttelte den Kopf. „Es gibt leider nichts Neues. Der oder die Täter sind weiter flüchtig. Aber wir arbeiten auch an diesem Fall, machen sie sich darüber keine Gedanken. Übrigens, was haben sie für Pläne? Bleiben sie noch in Frankfurt?“

Merz nickte, „ja, ja, ich bleibe. Ich suche weiter nach Spuren meiner Familie.“

„Viel Glück damit!“, wünschte Kommissar Reuter. Er rief nach der Bedienung, um zu zahlen. Reuter verabschiedete sich, Merz blieb noch ein wenig sitzen.

Es war ein schöner Sommertag, und sein Zimmer war doch etwas muffig. Er ärgerte sich über sich selbst. Eigentlich nahm er sich jeden Tag vor, eine neue Strategie zu entwickeln, um nach diesem Dornbach zu suchen. Aber es wollte ihm einfach nicht gelingen. Er überlegte sich dies und das und verwarf es dann wieder. Die Idee mit der Anzeige war gut gewesen. Er hatte neue Informationen bekommen. Aber schon war wieder jemand tot.

Schließlich ging er ziellos in der Stadt spazieren. Dass seine Schatten inzwischen auf vier angewachsen waren, bemerkte er dabei nicht.

Am Abend wartete Kommissar Reuter noch auf den ersten Bericht von Hellmann und Krüger. Danach wollte er Feierabend machen. Er hatte sich vorgenommen, in einen Biergarten zu gehen.

Gegen sechs Uhr rief der junge Hellmann bei ihm an. „Herr Kommissar, wir sind den ganzen Nachmittag hinter unserem Objekt geblieben. Er ist viel herumspaziert, er scheint kein Ziel zu haben. Was uns aber aufgefallen ist, er wird schon von jemandem beobachtet. Es gibt keinen Zweifel, sie folgen ihm auch überall hin.“

„Wie bitte!“, der Kommissar war perplex. „Sind sie wirklich sicher, Hellmann?“

„Ja, Herr Kommissar, das heißt, sie haben nichts damit zu tun? Wir haben gedacht, sie kontrollieren uns.“

„Aber, nein“, wehrte der Kommissar ab, „so etwas würde ich nie machen. Hellmann, sie bleiben dran. Was denken sie, haben diese anderen zwei, schon bemerkt, dass sie auch hinter Merz her sind?“

„Wenn sie nichts von uns wissen, glaube ich nicht“, war die Antwort.

„Gut, versuchen sie, ein Foto von den beiden zu machen, damit wir sie identifizieren können!“

„Das haben wir schon“, antwortete Hellmann etwas gekränkt.

„Sehr gut, dann kommen sie sofort in mein Büro mit dem Bild. Ich werde inzwischen beim BKA anfragen ob eine Observation im Gange ist.“

Die Anfrage war negativ, niemand wusste etwas, wo der Kommissar auch anfragte. Beim Verfassungsschutz, in den eigenen Abteilungen, nichts. Es könnte natürlich auch geheim sein, dachte der Kommissar, aber so etwas war bisher in seiner ganzen Dienstzeit nicht vorgekommen.

Endlich traf Hellmann in seinem Büro ein. „Der Film ist schon im Labor, in fünfzehn Minuten bekommen sie das Bild, Herr Kommissar“.

„Sehr gut, Hellmann“. Der Kommissar war beeindruckt. „Sie sind tüchtig, für ihr Alter.“

„Danke Herr Kommissar. Darf ich eine kleine Kaffeepause machen?“

„Gehen sie nur, ich zahle.“

„Das ist wirklich nicht notwendig.“

Hellmann verließ das Büro. Nach zehn Minuten kam er zurück, mit einigen Fotos in der Hand. Er gab sie dem Kommissar und dieser schaute sie genau an.

„Auf jeden Fall sind die zwei nicht von uns“, sagte er. Danach rief kurz bei einem Kollegen im Präsidium an: „Hallo, Rudi, bist du noch im Büro? Ich komme schnell zu dir. Bis gleich.“ Er wandte sich wieder an Hellmann, „warten sie bitte einen Moment, ich bin gleich zurück“.

Reuter legte seinem Kollegen zwei Fotografien auf den Schreibtisch. „Kennst du vielleicht einen von denen?“

Kommissar Hirschfeld zeigte sofort auf ein Bild. „Das ist Horst Pohl, ein bekennender Neonazi. Hast du noch nichts von ihm gehört? Wir haben eine dicke Akte über ihn. Körperverletzung, Raub, Wiederbetätigung, die ganze Palette. Wie kommst du an das Bild.“

„Er observiert einen Zeugen von mir“, antwortete Reuter. „Das ergibt keinen Sinn, mein Zeuge ist eigentlich nur als praktische Erfahrung für zwei ganz junge Beamte gedacht. Er ist nicht verdächtig, nur ein Schweizer Tourist, der nach Spuren seiner Familie sucht. Kannst du dir vorstellen, warum dieser Horst Pohl ihn observiert?“

Hirschfeld schüttelte den Kopf, „dieser Horst Pohl lebt von allerlei Aufträgen, wie Geld eintreiben und so weiter. Es ist bekannt, dass man ihn auch für Schlägereien mieten kann. Der handelt sicher nicht auf eigene Faust.“

„Das heißt, irgendjemand muss sich ziemliche Sorgen machen, weil mein Zeuge in der Vergangenheit herumstöbert“, sagte Reuter.

„Wer würde einem bekannten Nazi vertrauen?“, fragte Hirschfeld.

„Ein anderer Nazi“, ergänzte Reuter. „Danke, Rudi, darüber muss ich zuerst nachdenken, du hast mir sehr geholfen“.

„Keine Ursache“, antwortete Hirschfeld.

Reuter ging zurück in sein Büro. „Hellmann“, sagte er, „euer Auftrag ändert sich. Ihr verfolgt mir jetzt diese zwei. Es wäre möglich, dass sie einmal unseren Mann angreifen könnten. Dann, aber nur dann, greift ihr ein! Seid vorsichtig, wenigstens einer von ihnen ist gefährlich. Ab Mitternacht könnt ihr eine Pause machen. Morgen in der Frühe wartet ihr bei der Pension Erika. Also los.“

Hellman verabschiedete sich und ging zielstrebig an seine Arbeit. Kommissar Reuter sah ihm nach. Das wird ein guter Mann, dachte er sich. Jetzt ist es aber Zeit für den Biergarten, da kann ich am besten nachdenken.

Zu dieser Zeit saß Erich Merz in seinem Zimmer auf dem Bett und überlegte sich, ob er Essen gehen sollte oder nicht. Wie so oft, hatte er Mühe sich zu entscheiden. Außerdem begann ihm langsam die Decke auf den Kopf zu fallen. So froh er auch gewesen war, allem zu entkommen, mit der Zeit fühlte er sich allein.

Schließlich raffte er sich auf, und ging nach draußen. Es war wieder ein schöner Sommerabend, viele Leute auf den Straßen, Merz fühlte sich sofort wieder etwas besser. Er ging in ein Restaurant, wo er schon einmal gegessen hatte. Leider war er etwas spät, es war kein freier Tisch zu finden.

Das Restaurant befand sich am Ende einer Sackgasse, so dass er den gleichen Weg zurück nehmen musste, den er gekommen war. Dabei fiel ihm ein junger Mann mit kurzgeschorenem Haar auf, der sich in einen Hauseingang drückte. Den würde ich auch nicht rein lassen, ging ihm durch den Kopf.

Beim Weitergehen beschlich ihn das Gefühl, den habe ich schon einmal gesehen. Merz ging um die Ecke, wartete einen Moment, um dann vorsichtig einen Blick in die kleine Straße zu werfen. Der junge Mann hatte den Eingang verlassen und kam auf ihn zu. Merz ging sofort weiter, um sich etwas später ein großes Schaufenster anzusehen. Vorsichtig sah er sich um. Auch der Glatzkopf war stehen geblieben, um sich ein Fenster anzusehen. Der Kerl verfolgt mich, dachte Merz. Er drehte sich abrupt um, und ging zurück.

Der Glatzkopf hatte plötzlich auf der anderen Straßenseite etwas entdeckt, und eilte davon. Jetzt war Merz sich sicher, er wurde verfolgt. Er suchte sich eine Telefonkabine, rief sich ein Taxi, um sich an den Stadtrand fahren zu lassen.

Der Fahrer setzte ihn am Grüngürtel Frankfurts ab, wo er bald einen Tisch zum Essen fand. Langsam wurde ihm vieles klar. Er hatte sich gesagt, niemand konnte wissen, dass er sich mit Mendel traf. Aber wenn ich verfolgt werde, dann sieht es anders aus. Er wusste doch, Mendel war nicht einfach so gestorben.

Diese Leute sind gefährlich, dachte er, besser wenn ich verschwinde. Morgen rufe ich

Kommissar Reuter an, wenn er nichts dagegen hat, fahre ich erst einmal nach Hause. Merz war mit sich zufrieden. Er hatte sich ohne Wenn und Aber einen Plan ausgedacht. Ich komme wieder, Dornbach, sagte er leise zu sich.

Nach dem Essen ging er noch ein wenig spazieren, ein paar Mal kehrte er plötzlich um, aber seine Verfolger hatten ihn verloren.

Am nächste Morgen, Merz hatte wieder bis zehn Uhr ausgeschlafen, rief er Kommissar Reuter an. „Guten Morgen, Herr Kommissar, gibt es etwas Neues?“

„Ja“, antwortete dieser „ich habe gerade den Bericht des Gerichtsmediziners erhalten. Es gibt keinen Zweifel, Herr Mendel ist an Herzversagen gestorben. Vielleicht hat ihn die Erinnerung an alte Zeiten etwas zu viel aufgeregt. Keinerlei Anzeichen für eine Fremdeinwirkung. Ich muss den Fall abschließen.“

„Wirklich?“, Merz klang enttäuscht. „In diesem Fall haben sie nichts dagegen, wenn ich nach Hause fahre?“, fragte er.

Der Kommissar machte eine kleine Pause. „Sie wollen nach Hause? Haben sie etwas über ihre Familie erfahren?“

„Nur was mir dieser Herr Mendel erzählt hat. Aber er ist ja jetzt tot, und ich habe keine weitere Spur. Außerdem muss ich mich auch um ein paar andere Dinge kümmern, ich bin ja schon fast zwei Wochen weg.“

Der Kommissar räusperte sich, „ja dann wünsche ich ihnen eine gute Heimreise.“

„Danke Herr Kommissar.“

Merz beeilte sich, seine Sachen zu packen, er konnte noch den Mittagszug nach Zürich erreichen.

An der Theke bezahlte er sein Zimmer. Seine Wirtin umarmte ihn zum Abschied. „Wenn sie wieder einmal kommen wollen, würde ich mich freuen. Und wenn sie vielleicht herausfinden, wo Fritz begraben liegt, würden sie mir eine große Freude machen, wenn sie mir schreiben.“

Merz versprach, sich darum zu kümmern. Zu Fuß erreichte er den Bahnhof, er wollte es seinem Verfolger leicht machen. Während er sich eine Fahrkarte nach Zürich kaufte, hielt er Ausschau nach seinem Schatten, aber es war unmöglich, in den vielen Leuten, jemanden zu finden. Er ist sicher da, dachte er sich. Und er wird das sehen, was ich möchte.

Endlich konnte er einsteigen und der Zug rollte aus dem Bahnhof.

Horst Pohl rief sofort bei Dornbach an. „Er ist gerade abgereist, ich habe gewartet bis der Zug weg war.“

Dornbach war wie immer etwas misstrauisch. „Bist du wirklich sicher? Er hat nichts bemerkt?“

„Ganz sicher“, tönte Horst stolz. „Na gut, dann kannst du heute Abend dein Geld abholen. Komm aber nicht zu früh!“

„Jawohl“, antwortete Horst unterwürfig.

Dornbach hatte strikt verboten, am Telefon seinen Namen zu nennen. Zufrieden zündete er sich eine Zigarre an. Früher hätten wir solche einfach liquidiert, dachte er. Aber wenn wir ihn so losgeworden sind, auch gut. Er rief Udo zu sich. „Der Schnüffler hat aufgegeben. Wir können uns wieder um unsere Geschäfte kümmern.“

Udo Dornbach war erleichtert. Er war nicht so unerschrocken wie sein Vater. Dieser hielt ihn und seinen Bruder für Weichlinge, aber es waren seine Söhne, er musste sich damit abfinden.

Auch Hellman erstattete dem Kommissar Bericht: „Er ist abgefahren, ich war dabei. Sollen wir die Observation fortführen?“

Der Kommissar winkte ab. „Nein, Hellmann, brechen sie ab.“

Dieser Pohl war natürlich sehr verdächtig, Reuter vermutete zwar nicht, dass er direkt mit dem Fall Hauser zu tun hatte. Es konnte auch ein Unfall gewesen sein. Wenn nicht, wollte er ihn auf keinen Fall warnen, indem er etwas unternahm, bevor er ihn festnageln konnte. Ein wenig abwarten war in solchen Fällen meistens besser. Lassen wir die Vergangenheit noch ein wenig ruhen, dachte er.

3.Kapitel

Seit ein paar Tagen befand sich Merz wieder zuhause. Er hatte seinen Arbeitsplatz in der Redaktion geräumt, wollte nur noch gelegentlich für die Zeitung arbeiten.

Das frische Grab vom alten Fritz, hatte er auch schon besucht. Seine Frau hatte wie jedes Jahr, Badeferien gebucht, es blieben noch wenige Tage bis zur Abreise.

Das Neue daran war, dass sie in einem teuren Hotel in Saint Tropez wohnen würden. So etwas, hatten sie sich bisher nicht leisten können. Cécile fühlte sich von den reichen und berühmten Leuten magisch angezogen.

Erich folgte ihr, wohin sie auch gehen wollte, ohne Widerspruch. Außerdem hatte sie in der Zwischenzeit einen standesgemäßen Wagen gekauft, ein Mercedes Cabriolet. Damit konnte sie sich überall sehen lassen, ohne sich minderwertig vorzukommen.

Merz war zuerst nicht sehr begeistert, aber als er die ersten Kilometer gefahren war, änderte sich seine Meinung. Welch ein Unterschied zu den Kisten, die er bisher gehabt hatte. Langsam begann er sich an den Reichtum zu gewöhnen. Sie genossen die Fahrt nach Frankreich, er sprach leidlich und sie perfekt Französisch, Merz hatte schon früher die etwas leichtere Lebensart in Frankreich bewundert.

An den Tagen, die sie vor allem am Strand verbrachten, konnte sich Merz einen Plan ausarbeiten, wie er weiter vorgehen wollte. Es war ihm bewusst geworden, wie völlig dilettantisch er gewesen war. So einfach nach Frankfurt zu fahren, ohne richtigen Plan, das würde ihm nicht mehr passieren. Er brauchte professionelle Hilfe, am besten einen Detektiv aus Frankfurt, der die Verhältnisse vor Ort kannte. Er selbst würde sich mehr im Hintergrund halten, um sich oder das Gelingen nicht zu gefährden.

Nur, einen vertrauenswürdigen Mann finden, das schien ihm die größte Schwierigkeit zu sein. Nicht auszudenken, wenn er an jemanden geraten würde, der die Familie Dornbach kannte und vielleicht schon für sie gearbeitet hatte. Trotzdem erschien ihm das eher unwahrscheinlich. Ich darf nicht mich nicht an eine große Firma wenden, dachte er. Er entschloss sich, wieder eine Kleinanzeige in der FAZ aufzugeben, die er auch in den Ferien jeden Tag las.

In der zweiten Ferienwoche begann ihn Cécile immer mehr auf den Tennisplatz zu schleppen, er hatte immer weniger Zeit, um an seinem Plan zu arbeiten. Außerdem lernte sie dauernd neue Leute kennen, zu denen sie dann zum Essen oder auf eine Jacht eingeladen wurden. Sie bestürmte ihn, dass sie sich auch ein Boot kaufen sollten, um dazuzugehören. Merz hatte eigentlich keine Lust, aber er versprach, zuhause die Ausbildung als Kapitän in Angriff zu nehmen.

Eines Tages waren sie wieder auf einer Jacht bei einer deutschen Familie eingeladen, die, wie Merz bald erfuhr, aus Frankfurt stammte. Er brachte das Gespräch vorsichtig auf die richtige Schiene, um dann zu fragen: „Kennen sie vielleicht eine Familie Dornbach in Frankfurt?“

Sein Gastgeber antwortete sofort, „Ja, natürlich, Immobilien, Import-Export aus Südamerika,

man munkelt, dass die Familie dort Verwandte hat, die sich in Deutschland nicht blicken lassen können.“

„Warum denn nicht?“, fragte Merz scheinbar erstaunt.

„Sie haben im Krieg vielleicht auf der falschen Seite gestanden, das weiß man nicht so genau. Es gibt Familien, die schon immer reich waren, die Dornbachs gehören nicht dazu. Daher bleibt die Vermutung, dass sie durch den Krieg reich geworden sind, aber wie gesagt, niemand weiß etwas Genaueres. In diesen Kreisen machen sie sich durch Fragen nach der Kriegszeit schnell unbeliebt, darüber wird nie gesprochen.“

Sein Gastgeber lächelte, „alle haben von nichts gewusst, verstehen sie. Darf ich fragen, wie sie auf diesen Namen gestoßen sind?“

Merz wehrte ab. „Ach ich war gerade in Frankfurt, zufällig habe ich von der Familie erfahren, aber ich weiß nichts über sie. Ich frage nur, weil sie auch aus Frankfurt stammen.“ Er erzählte dann von der Suche nach seiner eigenen Familie, und es gelang ihm bald, die Unterhaltung wieder in eine andere Richtung zu bringen.

Endlich gingen die Ferien zu Ende, Erich und Cécile fuhren wieder nach Hause. Cécile musste viel aufarbeiten, Merz hatte deshalb Zeit, sich auf seine zweite Reise nach Frankfurt vorzubereiten.

Seine Chiffre-Anzeige hatte mehrere Anfragen gebracht, er wollte vor Ort mit den Detektiven sprechen, um sich jemand auszusuchen. Die zweite Reise machte er mit dem neuen Wagen, er wollte beweglich bleiben. Außerdem konnte er mehr Gepäck und andere Dinge mitnehmen. Damit war er wesentlich besser ausgerüstet als beim ersten Mal.

Diesmal stieg er in einem Hotel am Stadtrand ab. Er achtete darauf, dass es nicht ein zu großes Haus war, dass man sich von verschiedenen Seiten nähern konnte, es musste eine Tiefgarage haben, damit der Wagen nicht auf der Straße stehen blieb, wo jeder sofort erkennen konnte, ob er anwesend war. Er hatte sich in den Ferien alles genau überlegt, um keine Anfängerfehler mehr zu machen.

Inzwischen, hatte er auch die Adresse der Dornbach Import-Export, ausfindig gemacht. Zwar konnte er noch nicht sicher sein, dass es sich um diese Familie handelte, aber die Wahrscheinlichkeit schien ihm groß zu sein.

Für den ersten Kontakt mit einer Detektei bestellte sich Merz ein Taxi. Er wollte vermeiden, dass man ihn sofort identifizieren konnte, er wusste ja noch nicht, ob er die ersten Detektive, die er traf, auch engagieren wollte.

In der Mannheimerstrasse angekommen, stieg er die Treppe hinauf, betrat ein Büro, wo ihn zwei Herren mittleren Alters bereits erwarteten. Die beiden erhoben sich von ihren Stühlen und stellten sich vor. „Ich bin Uwe Anders“, sagte der erste, während er ihm die Hand reichte.

„Freut mich, Erich Merz.“

Auch der zweite reichte ihm die Hand, „ich heiße Lothar Schelp.“ „Setzen sie sich bitte.“

Anders deutete auf einen Stuhl, „womit können wir ihnen helfen?“

Merz setzte sich, und nach einer kleinen Pause begann er: „Meine Herren, bevor ich ihnen den Fall erkläre, muss ich sie warnen. Wir haben es mit sehr gefährlichen Leuten zu tun. Ich habe schon zwei Freunde verloren, sie müssen mit allem rechnen. Wenn sie sich nur mit untreuen Ehemännern und ähnlichen Dingen befassen, so sind sie für mich die falschen Leute. Sind sie sich dessen bewusst?“

Beide nickten. „Wir haben beide eine Polizeischule hinter uns, und arbeiten oft im Bereich Wirtschaftskriminalität“, sagte Anders. „Wir können auf uns aufpassen, machen sie sich keine Sorgen.“

„Na, gut“, fuhr Merz fort, „dann erkläre ich ihnen worum es geht.“ Er erzählte ihnen die ganze Geschichte, außer, dass sich sein Großvater auch bereichert hatte.

Dass er von ihm auf dem Sterbebett erfahren hatte, wie ein gewisser Dornbach und Andere auf diese Weise reich geworden waren. „Es ging nur um eine Story, aber jetzt wo meine Freunde tot sind, will ich die Täter zur Rechenschaft ziehen. Die Polizei kann nichts beweisen, darum muss ich diesen Weg gehen. Auch wenn wir vielleicht die Morde nie beweisen können, diese Familie hat sicher noch andere Leichen im Keller. Wer so schnell mordet, muss etwas zu verbergen haben.“

Die beiden Detektive hatten ruhig zugehört, nur Lothar Schelp hatte laufend Notizen gemacht. „Es könnte sich also auch um eine andere Familie handeln?“, fragte er schließlich.

„Das ist natürlich möglich“, antwortete Merz, „dieser Dornbach kann auch irgendwo leben, womöglich unter anderem Namen, trotzdem denke ich, dass ich auf der richtigen Spur bin. Schade, ich weiß nicht, wie er heute aussieht, ich habe nur diese alte Fotografie. Sie sollen herausfinden, woher das Vermögen dieser Dornbachs stammt, und ob sie in Frage kommen.“

„Das wird nicht einfach sein“, antwortete Uwe Anders. „Was, wenn es wirklich nur Zufall war? Den Tod ihres ersten Freundes wird die Polizei vielleicht aufklären können. Was machen wir, wenn sie einen anderen Täter ermitteln?“

„Dornbach hat sicher nicht selbst jemanden umgebracht, aber er ist der Auftraggeber“, sagte Merz, „da bin ich mir sicher. Die Leute die mich verfolgt haben, stammen wahrscheinlich aus der Neo-Nazi Szene, die arbeiten doch nicht aus eigenem Antrieb. Wir müssen herausfinden wer sie bezahlt hat.“

Anders nickte. „Das glaube ich auch. Wir haben schon erlebt, dass solche Leute als Schläger oder Geldeintreiber gearbeitet haben. Trotzdem kann ich nicht ausschließen, dass es einen anderen Auftraggeber gibt. Aber wenn sie wollen, werden wir das für sie ermitteln. Was denkst du?“, wandte er sich an seinen Partner.“

„Wir werden diese Dornbachs etwas unter die Lupe nehmen. Irgendwas wird sich schon finden. Interessanter Fall, ich bin dabei, wenn sie wollen.“ Anders sah Merz fragend an. „Erteilen sie uns den Auftrag?“

Merz nickte. „Wenn wir uns über die Kosten einigen können, ja, dann haben sie den Fall.“

Wie viel berechnen sie denn?“ „Vierhundert Mark für jeden von uns am Tag, plus Spesen.“

Merz griff in seine Brieftasche, „hier haben sie fünfzehntausend Mark als Anzahlung.“ Anders nahm das Geld dankend entgegen, „sie können sich auf uns verlassen.“

„Ich möchte in der ersten Zeit möglichst im Hintergrund bleiben“, sagte Merz, „wenn sie mit mir Kontakt aufnehmen wollen, sollte es diskret geschehen.“

„Aber natürlich“, beruhigte ihn Anders, „das gehört zu unserem Job, wir werden uns stets an verschiedenen Orten treffen, wo wir vor neugierigen Ohren sicher sind. Darüber müssen sie sich keine Sorgen machen.“

Merz war erleichtert. Er hatte befürchtet, dass er nicht so schnell jemanden finden würde, der seine Geschichte ernst nahm, und diese zwei schienen geeignet, um Dornbach zu Strecke zu bringen. Er verabschiedete sich, und fuhr zurück in sein Hotel.

Er konnte jetzt nur abwarten, was seine Detektive herausfanden. Um nicht wieder aufzufallen, wollte er möglichst nicht in die Stadt gehen. Ich kann auf meinem Zimmer an etwas anderem arbeiten, dachte er, aber es fiel ihm schwer, sich zu konzentrieren.

Die beiden Detektive begannen sofort damit, das Umfeld der Familie Dornbach zu untersuchen. Als ehemalige Polizeibeamte, hatten sie noch Kollegen, die ihnen ab und zu ein paar Informationen aus dem Polizeicomputer zukommen ließen.

Die Familie war sehr reich, Wilhelm Dornbach wohnte in einer schönen Villa am Grüngürtel Frankfurts. Er besaß etliche Liegenschaften in den besten Lagen, Bürotürme, deren Mieten ihm jedes Jahr ein Vermögen einbrachten.

Er hatte zwei Söhne, Udo und Helmut, eine junge Frau, die dritte Frau Dornbach, die ersten zwei hatte er mit viel Geld ruhiggestellt, solange er ihnen regelmäßig die Konten auffüllte, kamen sie ihm nicht in die Quere.

Er beschäftigte einen eigenen Chauffeur und verschiedenes Hauspersonal. Dazu verfügte er über ein Privatflugzeug, das er sogar selbst fliegen konnte, eine Jacht an der Nordsee, mit Mannschaft, mit der er gelegentlich Urlaub machte.

Dornbach war ein Mensch, der es gewohnt war, alles kaufen zu können, er duldet keinen Widerspruch, wer sich ihm in den Weg stellte, wurde mit allen Mitteln bekämpft.

Daraus ergab sich, dass er erbitterte Feinde hatte, die nur darauf warteten, ihm eins auszuwischen. Andererseits waren sich die meisten auch bewusst, dass dies sehr gefährlich war, Dornbach begnügte sich nicht damit, jemandem nur zu schaden, er vernichtete, wenn immer möglich, seine ganze Existenz.

Die Südamerika Geschäfte dienten lediglich dazu, seinen Verwandten in Argentinien ein Auskommen zu ermöglichen. Dornbach machte keine illegalen Geschäfte, zu groß war die Gefahr, durch polizeiliche Ermittlungen, etwas über die Vergangenheit ans Licht zu bringen. Trotzdem war seine Flucht jederzeit vorbereitet, er hatte auf der ganzen Welt Geld angelegt, mehrere falsche Pässe anfertigen lassen, er konnte Deutschland innert Stunden verlassen,

wenn es nötig werden sollte.

Doch nach außen war Dornbach ein braver Bürger, es gab keine Eintragungen im Polizeicomputer. Die Ermittlungen im Umfeld Dornbachs, die Anders und Schelp anstellten, brachten auch nach mehreren Tagen keine brauchbaren Ergebnisse. Wo sie auch suchten, alles war in Ordnung, nichts Nachteiliges zu finden. Beim ersten Zusammentreffen mit Merz nach fünf Tagen, musste Anders ihm berichten, dass sie nur sein Geld verschwendeten. „Dieser Dornbach ist so sauber, dass es schon auffällt. Nicht einmal ein Verkehrsdelikt ist bekannt. Er zahlt eine Menge Steuern, gibt Geld an eine Stiftung für Heimatvertriebene Deutsche, alles vorbildlich, ich weiß nicht, wo wir noch suchen sollen.“

Merz war sehr enttäuscht. „Trotzdem, suchen sie weiter. Etwas muss es geben. Haben sie ihn beobachtet?“

„Nein, bis jetzt nicht, was sollte das bringen? Er macht kaum etwas Verbotenes, außerdem sollten wir uns vorsehen, dass er nichts von uns merkt. Wenn er wirklich sofort reagiert, so wie sie das annehmen, was könnten wir dann noch herausfinden?“

„Wir müssen jemanden finden, der mit ihm unsaubere Geschäfte gemacht hat“, schlug Merz vor.

„Das machen wir schon“, antwortete Anders. „Aber bis jetzt haben wir niemanden gefunden.“

„Egal, suchen sie weiter!“ Merz hatte erwartet, dass sie schnell zu Ergebnissen kommen würden, so wie er diesen Dornbach einschätzte.

Jetzt saß er seit fünf Tagen in diesem Hotel, ohne jeden Erfolg, dabei war er so gut vorbereitet gewesen. Die Warterei zehrte an seinen Nerven, und es gab keine Aussicht auf ein Ende. Ich muss ihm eine Falle stellen, dachte er. Aber welche? Wie konnte man einen Dornbach aus der Reserve locken.

Außerdem müsste es etwas sein, was man ihm ankreiden konnte. Es hilft nichts, wenn wir ihn nur warnen, er muss einen Fehler machen. Merz überlegte hin und her, aber er kam zu keinem Ergebnis.

Die Tage vergingen mit einer quälenden Zähigkeit, Merz dachte bereits daran aufzugeben, bis ihm endlich doch eine Möglichkeit einfiel.

Was, wenn man bei seinen Importen etwas Kokain finden würde. Plötzlich war ihm diese Idee gekommen. Ich muss nur ein Kilo Kokain besorgen, im Lagerhaus der Dornbach Import-Export verstecken, und dann der Polizei einen Tipp geben.

Niemand würde Dornbach glauben, dass ihm jemand ein ganzes Kilo Kokain untergeschoben hatte. Dann musste er reagieren.

Merz war wieder in bester Stimmung. Nur, wo bekomme ich ein Kilo Stoff? überlegte er sich. Sollte er sich mit seinen Detektiven absprechen? Was, wenn die nicht mitmachen wollten. Nein, das mache ich allein, entschloss er sich.

Am Abend des gleichen Tages fuhr er mit einem Taxi in die Stadt. Er hatte den Fahrer nach einem Nachtclub gefragt, wo wirklich etwas los sei, und dieser brachte ihn in einen Laden mit dem Namen The Flying Dutchman. Merz wurde sofort umringt von mehreren Tänzerinnen aus verschiedenen Ländern, er entschied sich für eine kaffeebraune Südseeschönheit. Es war noch etwas früh, für einen Nachtclub, deshalb hatte er freie Auswahl. Nachdem der unvermeidliche Champagner serviert war, fragte Merz sofort nach etwas Stoff. Sie verstand ihn offenbar nicht gleich. „Cocaine“, flüsterte er ihr ins Ohr. Sie war beleidigt. „Gefalle ich dir nicht?“

Merz ließ sich nicht beirren von ihren Händen, die sich an seiner Hose zu schaffen machten. „Besorg mir zuerst etwas Koks, dann sehen wir weiter!“

Sie stand auf und verschwand in Richtung Toilette.

Etwas später, setzte sich ein kräftiger junger Mann zu Merz. „Sie haben einen besonderen Wunsch?“

„Ja“, antwortete Merz, können sie mir Kokain besorgen?“

Der Mann zuckte zusammen. „Nicht so laut, an wie viel haben sie gedacht? Ich habe natürlich selbst nichts, aber vielleicht kann ich etwas besorgen.“

„Ein Kilo“, sagte Merz.

Sein Gegenüber sah ihn entgeistert an. „Sie wollen mich wohl auf den Arm nehmen. Ein Kilo Kokain!“

„Aber nein“, antwortete Merz ganz ruhig, „ich brauche ein Kilo. Wie ist der Preis?“

Der Mann stand auf. „Bleiben sie sitzen, ich komme gleich wieder.“

Nach ein paar Minuten setzte er sich wieder zu Merz. „Kommen sie morgen um die gleiche Zeit wieder. Es wird jemand da sein, der ihnen weiterhelfen kann.“

Kaum war er wieder gegangen, schmiegte die Tänzerin wieder an ihn. Merz fühlte, dass er besser gehen sollte, und verlangte die Rechnung. Jetzt war sie noch beleidigter als vorher. „Magst du keine Frauen?“

Merz schubste sie von sich. „Jetzt gerade nicht.“ Er zahlte die gesalzene Rechnung und verließ den Club. Ein paar Schritte weiter steuerte er eine normale Bar an, um noch etwas zu trinken. Wenn er den Stoff besorgen konnte, dann würde Dornbach aus seinem Versteck kommen müssen. Er hob sein Glas, „prost Dornbach“, sagte er leise.

In den Unterlagen, die Anders und Schelp zusammengetragen hatten, war auch die Adresse von Dornbachs Lager enthalten. Er ließ sich in der Nähe von einem Taxi absetzen. Nur einmal vorbeispazieren, um sich das Gelände anzusehen. Wie er gehofft hatte, war es ein freistehendes Gebäude, mit einem einfachen Maschendrahtzaun. Über das Tor zu klettern würde keine Probleme bereiten, Merz rüttelte ein wenig daran, um festzustellen ob es einen Alarm auslöste.

Nichts geschah, er ging noch ein Stück weiter, und dann wieder zurück, aber alles blieb ruhig. Auch kein stiller Alarm. Rundum zufrieden suchte er sich eine Telefonzelle, um ein Taxi zu rufen, das ihn zu seinem Hotel brachte.

Am nächsten Abend erschien er pünktlich um die gleiche Zeit im Club. Der junge Mann von gestern scheuchte die Damen von ihm weg. „Der Herr kommt gleich, einen Moment bitte.“

Kaum war er weg, setzte sich ein gutangezogener Herr zu ihm. Nur die schwere Goldkette am Handgelenk wollte nicht so recht passen. „Sie möchten etwas kaufen, habe ich gehört?“

„Ja“, antwortete Merz. „Ein Kilogramm reines Kokain.“

„Gut“, war die Antwort, „aber eine Bedingung stelle ich. Die Ware kommt nicht in Frankfurt auf den Markt.“

„Ganz bestimmt nicht“, wehrte Merz ab.

„Gut. Kommen sie in zwei Tagen wieder. Dieser Junge“, er zeigte auf den jungen Mann, „wird ihnen einen Zettel mit der Adresse geben, wo wir das Geschäft abwickeln werden. Kommen sie allein und bringen sie hunderttausend Mark mit. Haben sie gebrauchte Scheine?“

Merz schüttelte den Kopf. „Ich muss das Geld von der Bank holen, da kann ich nichts machen.“

„Na gut, dann bringen sie, was sie haben. Wir werden schon einen Weg finden. Alles klar?“

Merz nickte. „Früher geht's nicht?“, fragte er.

„Keine Chance“, antwortete der Mann, „ein Kilo reine Ware hab ich auch nicht im Schrank.“ Der Mann schnippte mit den Fingern. „Etwas zu trinken bekommen sie heute auf Kosten des Hauses.“ Er verbeugte sich rückwärtsgehend und verschwand.

Ein Kellner eilte heran und fragte nach seinen Wünschen. Merz bestellte sich einen Kognak. „Wünscht der Herr Gesellschaft?“

Merz hob abwehrend die Hand, „nein danke, ich bleibe nicht lange.“

Wieder in seinem Zimmer überlegte sich Merz, ob er sich nicht doch in Gefahr brachte. Diese Leute wussten, dass er hunderttausend Mark bei sich trug. Wird schon schief gehen, sprach er sich selbst Mut zu. Sie haben auch ein gewisses Risiko, dachte er weiter, sie müssen damit rechnen, dass ich ein Spitzel sein könnte, in diesem Geschäft ist das einfach so. Es ist zwar viel Geld, aber dafür ihr Verteilnetz zu riskieren, wäre auch dumm. Ich brauche es einfach, dachte er, ein wenig muss ich dafür auch aufs Spiel setzen.

Über das Geld machte er sich wenig Gedanken. Wenn ich das Ziel erreichen kann, ist es für mich gut angelegt, war seine Devise.

Er ging bereits am nächsten Tag auf die Bank. Zum Glück unterhielt seine Hausbank auch eine Filiale in Frankfurt. Er und Cécile hatten getrennte Konten, so dass sie nicht sehen

konnte, dass er auf einmal, hunderttausend Mark abhob. Der Kassierer machte zwar etwas große Augen, aber er zahlte ihm das Geld ohne Umstände aus. Merz besorgte sich noch ein Paar Handschuhe, eine Rolle breites Tesaband, eine Zange und ein Taschenmesser. Damit war er gerüstet für seinen ersten Einbruch.

Die übrige Zeit musste er mit Warten verbringen, was ihm nicht leicht fiel. Endlich war der Abend gekommen, Merz betrat wieder den Nachtclub, um sich seine Adresse abzuholen. Er war wieder mit einem Taxi gekommen und fragte sich, wie er die Stelle finden sollte. Der junge Mann gab ihm den Zettel und erklärte: „Gehen sie nur zu Fuß. Die dritte Straße rechts, dann die Nummer vierzehn. Es ist eine kleine Bar. Drinnen fragen sie nach Harry. Dann wird man sie ins Hinterzimmer bringen, wo sie bereits erwartet werden. Sie sind allein?“

Merz nickte. „Dann machen sie sich bitte auf den Weg!“ Merz ging wie gewünscht, in die dritte Straße, ohne Problem war die Bar zu finden, und fragte nach diesem Harry. Jemand zupfte ihn am Ärmel, und begleitete ihn ins Hinterzimmer, wie besprochen. Ein dunkler Raum, nur das Licht über einem Billardtisch brannte. Der gutangezogene Herr nickte zur Begrüßung mit dem Kopf und legte einen kleinen Koffer auf den Tisch ohne die Hand davon zu lassen.

Merz tat das gleiche mit seiner Mappe. Der Koffer wurde geöffnet, zum Vorschein kamen zwei Plastiktüten mit weißem Pulver. Merz wusste einen Moment nicht, was er jetzt tun sollte, aber der gutangezogene bat ihn, auch seine Ware zu zeigen.

Merz schüttete das Geld einfach auf den Tisch. Einhundert Stück Tausendmarkscheine. Er bekam ein winziges Messer gereicht, wie er das schon im Film gesehen hatte, stach er ein kleines Loch in eine der Tüten und probierte den Inhalt. Natürlich hatte er keine Ahnung, wie Kokain schmeckt, aber das es sich nicht um Zucker handelte, konnte er immerhin feststellen.

Der Gutangezogene sah ihn fragend an. „Beste Ware, nicht wahr?“ Merz nickte zustimmend, obwohl er keine Ahnung hatte, was er da kaufte.

Er bekam einen Klebestreifen gereicht, einem Moment zögerte er, um dann das Loch in der Tüte wieder zuzukleben.

„Machen sie das sonst nicht selbst?“

„Doch, doch“, beeilte sich Merz zu sagen, „ich will nur nichts falsch machen, weil ich keine Handschuhe trage“.

„Kein Problem“, antwortete sein Gegenüber, der inzwischen das Geld durchblättert. „Wenn sie neue Ware brauchen, sie wissen wo sie mich finden können. Bis zehn Kilo kann ich liefern. Nehmen sie den Koffer ruhig mit, ich zeige ihnen den Ausgang.“

Er brachte Merz zu einer Türe, die direkt nach draußen in einen Hof führte. Wieder machte er eine Verbeugung zum Abschied, und Merz nickte auch nur mit dem Kopf.

Jetzt stand er draußen, mit dem Koffer in der Hand, und plötzlich wurde ihm etwas mulmig. Schnell weg, dachte er, aber alles blieb ruhig, er erreichte ohne Schwierigkeiten eine Telefonkabine, rief ein Taxi, das ihn ins Hotel brachte.

Zur Sicherheit, ließ er den Fahrer etwas früher halten und ging ein paar Meter zu Fuß. Erst als er sicher war, dass ihn niemand verfolgte, betrat er das Hotel und ging auf sein Zimmer. Zuerst musste er tief durchatmen, aber trotzdem war er stolz auf sich. Er hatte das besser bewältigt, als er befürchtet hatte. Ich mache Fortschritte, schon bald kann ich etwas wirklich Gefährliches machen, sagte er mehr im Spaß zu sich selbst. Er genehmigte sich noch einen Schnaps aus der Zimmerbar, was sonst nicht seine Art war, aber diesen hatte er sich verdient.

Bereits am nächsten Abend fuhr er mit seinem eigenen Wagen in die Nähe des Lagers, in das er einbrechen wollte. Er hatte die Tüten sorgfältig gereinigt, und nicht mehr ohne Handschuhe angefasst. Der Koffer blieb auf seinem Zimmer, er wollte ihn später loswerden. Das Kokain trug er in einem unauffälligen Beutel mit sich, sein Werkzeug hatte er in der Jacke verstaut, als er sich langsam dem Gebäude näherte. Zuerst duckte er sich hinter einen Mauervorsprung, und beobachtete eine Weile die Umgebung. Nichts rührte sich, offenbar wohnte in dieser Gegend niemand, nur gelegentlich fuhr ein Auto vorbei. Merz schlich sich zum Tor und kletterte darüber. Auf der anderen Seite versteckte er sich sofort wieder und wartete ab. Nichts rührte sich. Anders als bei seinem ersten Besuch, stand ein parkierter Sattelschlepper im Hof. Merz schlich sich hin. Vorsichtig öffnete er die Plane und sah hinein. Hunderte kleiner Kartons auf Paletten gestapelt. Offenbar Textilien aus Argentinien. Wunderbar, dachte sich Merz, so kann ich mir den Einbruch sparen. Er öffnete einen Karton, ließ die Tüten hinein gleiten und verklebte ihn mit dem mitgebrachten Band wieder. Wieder lauschte er eine Weile, bevor er das Fahrzeug verließ, immer noch blieb alles ruhig und Merz machte sich davon.

Er hatte sich die Kennzeichennummer des Lasters notiert, falls er nicht hier entladen würde, konnte ihn die Polizei trotzdem finden. Unangefochten erreichte er seinen Wagen, und fuhr in sein Hotel. Die Falle ist eingerichtet, dachte er sich. Am morgen früh schnappt sie zu.

Er ließ sich um sieben in der Frühe wecken, um die Polizei anzurufen. Zu Fuß schlenderte er zur nächsten Telefonzelle und ließ sich mit dem Drogendezernat verbinden. Er hatte, wie im Film gesehen, ein Taschentuch über den Hörer gelegt. Etwas verschlafen meldete sich jemand: „Drogendezernat Frankfurt, Polizeimeister Weber, guten Morgen...“

Merz unterbrach ihn, „hören sie bitte gut zu. Ich werde nichts wiederholen. Im Lager der Dornbach Import-Export an der Industrie Straße vierundvierzig ist gestern eine Lieferung Kokain angekommen. Die Ware befindet sich in einem Textilkarton auf einem Sattelschlepper mit dem Kennzeichen F, HB, drei, neun, vier. Vielleicht ist er auch schon entladen. Dann müssen sie im Lager suchen. Kleine Kartons mit Textilien. Haben sie das?“

„Ja, aber...“ Merz hängte ein. Zufrieden fuhr er ins Hotel zum Frühstück. Selten hatte es ihm so geschmeckt.

Kommissar Hinrichs vom Drogendezernat Frankfurt hatte vor zehn Minuten den anonymen Hinweis erhalten. Er machte eine schnelle Einsatzbesprechung. „Meine Herren, wir müssen eine Überprüfung der Firma Dornbach Import-Export vornehmen. Es gibt einen klaren Hinweis auf Einfuhr von Kokain. Wir untersuchen zuerst das Lager der Firma an der Industriestrasse vierundvierzig. Zwei Mann beziehen Stellung am Hauptsitz der Firma am Rottweiler Platz. Sie unternehmen nichts, bis sie Instruktionen erhalten. Wer übernimmt das?“

Er warf einen Blick in die Runde. Zwei Beamte standen auf. „Gut, fahren sie schon! Rudolf,

sie holen unseren Fido ab! Wir treffen uns am Einsatzort. Die anderen halten sich bitte zur Verfügung, bis ich mich melde. Danke meine Herren.“ Er winkte seinem Assistenten, „los, fahren wir.“

Auf der Fahrt unterhielt sich Kommissar Hinrichs mit seinem Assistenten. „Von dieser Firma habe ich noch nie etwas gehört im Zusammenhang mit Drogen. Aber Import-Export ist natürlich immer etwas verdächtig. Wollen wir hoffen, dass es kein Scherz ist.“

Sie waren mit einem Zivilfahrzeug unterwegs, ohne Sirene, so konnten sie unauffällig vor dem Lagergebäude anhalten und auf Fido, den vierbeinigen Drogenschnüffler warten.

Im Hof waren offenbar Leute damit beschäftigt, einen Lastwagen zu entladen. Kommissar Hinrichs überprüfte das Kennzeichen. „Stimmt, F, HB, drei, neun, vier. Sieht gut aus.“

Neben ihnen stoppte ein Lieferwagen. Polizeimeister Rudolf stieg aus und befreite Fido aus seinem Käfig. Der Hund war gut trainiert und wusste ohne Kommando, was er zu tun hatte. Alle drei Beamten gingen hinter dem schnüffelnden Tier in den Hof. Jemand rief freundlich, „guten Morgen!“

Kommissar Hinrichs grüßte zurück und zückte seinen Ausweis. „Kripo Frankfurt, Kommissar Hinrichs, wir machen eine Kontrolle.“ Der Hund war bereits unruhig, und zog stark an seiner Leine. Zielstrebig sprang er auf die Rampe und schnüffelte an einer Palette. Schließlich begann er laut anzuschlagen. „Treffer“, murmelte der Kommissar.

„Was bedeutet denn das?“, fragte einer der Männer aus dem Lager. „Wer sind sie?“, fragte der Kommissar zurück.

„Ich bin der Verwalter, ich trage hier die Verantwortung. Uwe Müller ist mein Name.“

„Sie sind vorläufig festgenommen“, knurrte der Kommissar.

„Wie bitte, aber warum?“, stammelte der Verwalter.

„Wie viele Leute sind anwesend?“, fragte der Kommissar weiter.

„Nur wir zwei“, war die Antwort.

Der Kommissar wandte sich an den anderen. „Auch sie sind vorläufig festgenommen.“

„Was ist denn eigentlich los?“, Herr Kommissar.

„Das wissen sie doch ganz genau, tun sie nicht so.“

Inzwischen hatte Rudolf den Karton, an dem Fido wie verrückt gekratzt hatte, geöffnet, und zwei Tüten mit weißem Pulver herausgenommen.

„Was ist denn das?“, fragte der Verwalter entgeistert.

„Sicher Waschpulver“, knurrte der Kommissar. „Der Hund ist absolut zuverlässig, es sind

Drogen.“

Rudolf hatte eine der Tüten angestochen und probierte mit dem Zeigefinger eine Prise des Pulvers. „Kokain, saubere Qualität, etwa ein Kilo, verschnitten bringt das locker eine Viertelmillion.“

„Ich gehe zum Funkwagen“, sagte der Kommissar. Von dort ließ er die Spurensicherung und zwei Streifenwagen kommen, die alles aufnehmen und protokollieren sollten. Die erste Streife, die eintraf, informierte er kurz, dann rief er seinen Assistenten und Rudolf mit seinem Fido zu sich. „Wir fahren jetzt in die Büros der Firma. Würde mich nicht wundern, wenn wir dort auch noch etwas finden.“

Unterwegs führte er noch einige dienstliche Gespräche, um alles, was in einem solchen Fall notwendig ist, in die Wege zu leiten. Mit zügigen Schritten betraten sie das Bürohaus und zeigten am Empfang ihre Ausweise. „Wir wollen sofort mit dem Chef sprechen!“

Die Dame am Empfang antwortete trotzig: „Sie müssen sich zuerst anmelden, ich weiß nicht ob sie Herr Dornbach empfangen will. Außerdem können sie unmöglich mit dem Hund...“

Kommissar Hinrichs fiel ihr ins Wort. „Wir können, glauben sie mir. Sie gehen jetzt voraus, sonst verhafte ich sie auf der Stelle!“

„Er wird mich sofort entlassen.“

„Gehen wir“, beharrte der Kommissar. Sie gab ihren Widerstand auf, und ging wortlos voraus. An einer gepolsterten Türe blieb sie stehen. „Das ist sein Büro. Sie können klopfen, aber man hört nichts durch diese Türe.“

Der Kommissar schob sie sanft zur Seite, klopfte kräftig, und trat sofort ein.

Willhelm Dornbach hatte gerade einen Moment am Fenster gestanden, als plötzlich die Türe seines Büros aufging. Er fuhr herum, niemand hatte die Erlaubnis, so einfach bei ihm einzutreten, nicht einmal seine Söhne. Er brüllte den Kommissar an: „Wer zum Teufel sind sie, was fällt ihnen ein! Verschwinden sie, auf der Stelle!“

Der Kommissar zückte seinen Ausweis, „Kommissar Hinrichs von der Drogenfahndung Frankfurt.“

„Und wenn sie der Kanzler wären, niemand platzt so in mein Büro!“ Dornbach war völlig außer sich.

Der Kommissar wurde auch eine Spur lauter: „Ich bin gekommen, um sie zu verhaften.“

Dornbach erstarrte förmlich. „Was soll das? Sie wollen mich verhaften? Wissen sie, wer ich bin?“

„Ja, ich denke sie sind der Chef der Dornbach Import– Export, in deren Lager wir heute Morgen ein Kilo reines Kokain sichergestellt haben. Sie wollen mir sicher nicht erklären, dass sie davon nichts wissen.“

Dornbach ließ sich auf einen Stuhl fallen. „Kokain? bei mir, das ist völlig unmöglich. Das muss ein Irrtum sein. Ich habe auf jeden Fall nichts damit zu tun.“

„Wie sie wollen, wir werden auf jeden Fall alles durchsuchen, und wenn wir noch etwas finden, sprechen wir noch einmal darüber.“

Dornbach sprang wieder auf. „Sie wollen alles durchsuchen“, schrie er, „das kommt gar nicht in Frage. Haben sie einen Durchsuchungsbefehl? Das lasse ich nicht zu!“

„Der Staatsanwalt ist unterwegs, er muss jeden Moment kommen“, antwortete der Kommissar ruhig. „Ich muss sie bitten, sich etwas zu mäßigen, sonst legen wir ihnen sofort Handschellen an.“

Damit wollte er die Situation etwas entspannen, aber er erreichte damit das Gegenteil. Dornbach griff nach einem großen Aschenbecher, den er nach dem Kommissar schleuderte.

Seine Mitarbeiter überwältigten den Tobenden, und legten ihm die angedrohten Handfesseln an. Der Ascher hatte sein Ziel verfehlt, und nur eine große Schramme in einem Möbel hinterlassen.

Kommissar Hinrichs schüttelte den Kopf. „Sie sind ja gemeingefährlich.“

Dornbach schwieg. Durch den Lärm aufgeschreckt, kam Udo angerannt. „Was ist los, was machen sie hier?“

Er wurde blass, Rudolf hatte seine Waffe gezogen, „ist das ein Überfall?“

„Polizei“, rief Rudolf, „bleiben sie stehen!“

Udo hob die Hände. Der Assistent von Hinrichs durchsuchte ihn kurz, „er ist sauber.“

„Wer sind sie?“, fragte der Kommissar.

„Ich bin Udo Dornbach, was wollen sie von uns?“

Fido hatte sich wie gelernt, bisher absolut ruhig verhalten. Jetzt ging er auf Udo zu, und bellte ihn an. „Was will der Hund von mir?“ Udo wich langsam zurück.

Auf ein Zeichen von Rudolf, schwieg der Hund wieder. „Haben sie hier ein Büro?“, fragte der Kommissar.

„Ja, natürlich“, war die Antwort. „Gehen sie bitte voraus“, sagte der Kommissar, und zu seinem Assistenten, „sie bleiben bitte bei Herrn Dornbach!“

Als sie durch die offenstehende Türe in Udos Büro traten, hob Fido sofort den Kopf, und begann zu schnüffeln. An einer Schublade begann er zu kratzen.

„Was ist in der Lade?“, fragte der Kommissar.

„Nichts, nur Papier“, stammelte Udo, „was will der Hund?“

„Öffnen sie!“, sagte der Kommissar bestimmt. „Ich habe den Schlüssel verloren“, antwortete Udo unsicher, „es ist wirklich nichts wichtiges drin.“

„In der Lade sind Drogen, der Hund irrt sich nie. Wenn sie nicht öffnen, werden wir sie aufbrechen.“

Udo gab auf. Er zog seinen Schlüsselbund aus der Tasche und schloss auf. Er entnahm eine Stahlkassette, die wiederum abgeschlossen war. Unaufgefordert öffnete er auch diese, und einige kleine Plastiktütchen kamen zum Vorschein.

„Kokain?“, fragte der Kommissar.

Udo nickte. „Woher haben sie das Zeug? Importieren sie direkt aus Südamerika?“

Udo sah ihn entgeistert an. „Das kann man in Frankfurt überall kaufen, warum sollte ich das selbst importieren? Das wäre viel zu riskant.“

„Da haben sie recht“, sagte der Kommissar lächelnd. „Sie sind wegen Drogenbesitz und Handel festgenommen.“

Inzwischen hatten sich viele Beamte in den Räumen verteilt. Hinrichs übergab Udo an einen von Ihnen. „Bringen sie ihn ins Präsidium!“

In Verlauf der Durchsuchung hatte Fido auch im Büro von Helmut Dornbach Kokain gefunden. „Der Hund ist Gold wert, geben sie ihm eine dicke Wurst von mir“, sagte der Kommissar zu Rudolf.

Der lachte, „ich bringe ihnen die Rechnung, Herr Kommissar.“ Hinrichs ging zurück zu Wilhelm Dornbach, und erklärte ihm, was sie gefunden hatten.

Seine Wut hatte sich inzwischen in pure Verzweiflung verwandelt. „Ich habe von nichts gewusst, glauben sie mir. Dass meine Söhne Drogen, nehmen, davon habe ich nie etwas gemerkt. Und das sie das Zeug auch noch importieren, das kann ich mir wirklich nicht vorstellen. Woher sollten sie das Geld dazu haben?“

„Wir fahren sie jetzt ins Präsidium“, antwortete der Kommissar. „Da haben wir eine Menge zu besprechen.“

Die Spezialisten der Drogenfahndung durchsuchten sämtliche Büros der Firma, die Angestellten, wurden nach Hause geschickt, die Arbeit würde den ganzen Tag in Anspruch nehmen.

Kommissar Hinrichs rief seinen Assistenten. „Wir fahren noch in die Villa der Dornbachs. Ich möchte mit seiner Frau zuerst sprechen. Wenn möglich, noch bevor sie jemand gewarnt hat.“

Bei dem stattlichen Anwesen angekommen, wurden sie von zwei Schäferhunden durch das große Eisentor angeknurrt. Der Gärtner musste sie zuerst einsperren, Fremde waren offenbar

nicht willkommen.

Eine Hausdame nahm sie in Empfang. „Frau Dornbach erwartet sie bereits“, sagte sie. „Gleich wird sie zu ihnen kommen.“

„Hat also doch schon jemand angerufen“, bemerkte der Kommissar zu seinem Assistenten.

Gisela Dornbach war eine schlanke Blondine, mit tiefblauen Augen. Sie stammte aus einer verarmten Adelsfamilie. Dornbach hatte sie vor einigen Jahren praktisch an Zahlung genommen. Natürlich nicht so direkt, sie war ihm schon länger aufgefallen. Die Familie konnte ihr Schloss nicht mehr finanzieren, Dornbach gewährte ein unbefristetes Darlehen, und sie entsprach seinem Wunsch, seine dritte Frau zu werden.

Für Dornbach verkörperte sie die ideale deutsche Frau. Er wünschte sich noch einen Sohn. Mit seiner zweiten Frau hatte er keine Kinder gehabt, und bis jetzt auch nicht mit ihr. Dornbach hielt seine Söhne für Versager. Er wollte einen Nachfolger, der so hart und unerschrocken war, wie er selbst. Die Erziehung seiner Söhne hatte er seiner ersten Frau überlassen, was ihm später unverzeihlich erschien. Wenn ihm Gisela noch einen gebären sollte, würde er ihn selbst erziehen. Einen Titanen wollte er erschaffen.

Zu seinem Leidwesen, blieb ihm sein Traum unerfüllt. Das Gisela seine Meinung vielleicht nicht teilte, dass hatte er nie gemerkt, er konnte sich so etwas gar nicht vorstellen. Der Zweck der deutschen Frau, ist es Kinder zu bekommen, das war seine tiefste Überzeugung, nach Empfindungen oder einer eigenen Meinung zu fragen, das wäre ihm nie eingefallen. Sie hatte sich jedoch schon kurz nach der Hochzeit bei einem kleinen Eingriff heimlich sterilisieren lassen.

Verlassen konnte sie ihn aus Rücksicht auf ihre Familie nicht, er hätte sofort sein Geld zurückverlangt. Sie kannte seine Methoden, mit den Schlägertrupps, das konnte sie nicht zulassen. So war sie praktisch seine Gefangene, die wie andere, nur darauf wartete, dass ihm etwas zustieß. Trotzdem musste sie vorsichtig sein, wenn er nur für eine gewisse Zeit im Gefängnis landete, musste sie bleiben.

Die Vorzimmerdame ihres Mannes hatte sie angerufen, dass er verhaftet worden sei. Den Grund wusste sie noch nicht. Sie betrat den Salon, in dem Kommissar Hinrichs mit seinem Assistenten wartete. „Guten Morgen, meine Herren. Ich habe gehört, sie haben meinen Mann verhaftet. Können sie mir sagen, aus welchem Grund?“

Hinrichs stellte sich und seinen Assistenten vor. Dann begann er: „Wir haben in einer Lieferung aus Südamerika ein Kilogramm reines Kokain gefunden. Im Weiteren auch in den Büros ihrer Söhne, die wir übrigens auch festgenommen haben. Haben sie dazu etwas zu sagen?“

Frau Dornbach war ehrlich erstaunt. „Die Jungs haben Kokain in ihren Büros. Davon weiß ich wirklich nichts!“

„Es macht ganz den Anschein, dass sie auch damit handeln“, fuhr der Kommissar fort, „die Lieferung beweist das. Wieweit ihr Mann damit zu tun hat, wissen wir noch nicht, aber ich kann mir nur schwer vorstellen, dass sie ohne sein Wissen gehandelt haben.“

„Ach wissen sie Herr Kommissar, ich sehe nicht viel von den Geschäften, die meine Männer machen, aber der Handel mit Südamerika dient nur dazu, unseren dortigen Verwandten ein Auskommen zu ermöglichen. Es wirft für uns nicht viel Gewinn ab, da bin ich sicher. Gerade vor drei Wochen hat mein Mann hunderttausend Mark geschickt, damit sich ein frischverheiratetes Paar ein Haus bauen kann. Es geht ihm da wirklich nicht um den Gewinn.“

Der Kommissar runzelte die Stirn. „Das wäre in etwa der Betrag, den ein Kilo Kokain kostet. Sind sie sicher, dass dieses Geld für ein Haus gedacht war?“

„Ganz sicher, ich habe den Dankesbrief gelesen, sie haben bereits mit dem Bau angefangen.“

„Wir werden das sicher klären können“, antwortete der Kommissar, „solange werden wir ihren Mann in Untersuchungshaft behalten. Wir müssen natürlich auch noch die Ergebnisse der Durchsuchung abwarten.“

„Wollen sie unser Haus auch durchsuchen?“, fragte sie.

„Das kann ich ihnen leider nicht ersparen, bei dieser Menge Drogen, müssen wir alle Möglichkeiten in Betracht ziehen.“

„Tun sie, was sie tun müssen“, sagte sie schulterzuckend. „Bis das Team eintrifft, werden zwei Beamte bei ihnen bleiben, sie müssen sich von ihnen nicht stören lassen, aber ich bitte sie, solange das Haus nicht zu verlassen!“

„Ganz wie sie wünschen. Ich wollte sowieso nirgends hin“, antwortete Gisela Dornbach.

Kommissar Hinrichs verabschiedete sich und wies die Beamten an, die vor der Türe gewartet hatten, im Haus zu bleiben.

Auf dem Rückweg fragte er seinen Assistenten: „Was halten sie von der Frau?“

„Ich glaube nicht, dass sie viel weiß, auffällig war nur, dass sie uns sofort von der Zahlung erzählt hat. Vielleicht wollte sie uns auf eine falsche Fährte locken, weil sie sich denken kann, dass wir so oder so darauf gestoßen wären. Denken sie, dass die Durchsuchung etwas ergibt?“

Der Kommissar zuckte mit den Schultern, „den Jungs traue ich zu, etwas zu Hause zu haben. Dem Vater nicht.“

Willhelm Dornbach war ins Polizeipräsidium gebracht worden. Er musste sich die Fingerabdrücke nehmen lassen, er wurde mit einer Platte in den Händen von zwei Seiten fotografiert, was ihm sehr demütigend vorkam. Besonders missfiel ihm, dass der Beamte, der ihn in seine Zelle brachte, einen südländischen Teint hatte. Muss sich ein Deutscher jetzt schon von einem Kanaken abführen lassen, dachte er verbittert. Er hatte sich inzwischen aber so weit gefasst, dass er schweigen konnte. Zudem sah ein, dass sich seine Ausbrüche nicht lohnten.

In der Zelle hatte er erstmals Zeit über seine Lage nachzudenken. Woher konnten die Jungs

das Geld haben, um so viele Drogen zu kaufen? Wenn sie wussten, dass eine Lieferung kommt, warum waren sie nicht ins Lager gefahren, um sie in Empfang zu nehmen? Die Kartons wurden sofort weitergeleitet, die Ware konnte überall landen.

Er kam zum Schluss, sie waren es nicht. Außerdem hatten sie zu viel Respekt vor ihm, diese Weichlinge, dachte er. Dass sie für ihren Drogenkonsum verhaftet wurden, das geschieht ihnen recht. Dornbach war weit entfernt, Mitleid mit ihnen zu empfinden.

Der Jude ist schuld, dachte er. Sie sind verdorben durch die Schande ihrer Mutter. Seine erste Frau hatte ihm nach fünfzehn Jahren Ehe im Streit an den Kopf geworfen, dass ihr erster Freund ein Jude gewesen sei. Sie hatte seinen Hass auf diese Menschen nie verstanden.

Darauf hatte er sie verstoßen, wenn sie sich noch einmal in seine Nähe begeben würde, hatte er geschworen, sie eigenhändig zu erwürgen. Sie kannte ihn gut genug, um ihm das zu glauben. Ohne Gegenwehr hatte sie sich von ihm scheiden lassen, nur wurde er verpflichtet, weiterhin für sie zu sorgen. Solange du schweigst, bekommst du dein Geld, hatte er ihr geschrieben.

Aber woher kommt das Kokain? Dornbach überlegte hin und her. Jemand hatte es ihm untergeschoben. Aber wer? In Frage kommen einige, aber wer würde das wagen? Jemand der seine Vergangenheit kannte, konnte viel billiger zum Ziel kommen. Meine Feinde von früher kann ich ausschließen. Es muss jemand sein, der Geld hat. Wenn ich dich finde, dann werde ich dir zeigen, was wir früher alles mit den Juden gemacht haben, dachte er grimmig.

Auch seine Söhne wurden erkenntnisdienlich behandelt. Sie nahmen es hin. Ihr Vater hatte sie immer schlecht behandelt, eine weitere Demütigung war nichts Neues für sie. Deshalb hatten sie überhaupt angefangen, Kokain zu nehmen. Dieser Vater war ohne Drogen kaum zu ertragen. Vor allem Udo hatte, seit er kokste, manchmal den Mut ihm zu widersprechen. Sie hatten auch schon darüber gesprochen, wie sie ihn loswerden könnten.

Beide mussten in ihren Büros nur Schreibearbeiten erledigen. Entscheidungen traf er ganz allein. Wenn sich doch einmal einer etwas vorwagte, wurde er sofort zurechtgestutzt. Sie konnten sich auch nicht einen anderen Job suchen, ihr Vater wollte sie unter Kontrolle behalten. So gesehen, war das Gefängnis für sie fast eine Abwechslung, die einzige Sorge war, keinen Stoff zu haben.

Wilhelm Dornbach wurde zu Kommissar Hinrichs zum Verhör gebracht. „Woher kommt die Ware?“, war die erste Frage. „Wer ist ihr Lieferant?“

Dornbach antwortete zögernd, „das hat mir jemand untergeschoben.“

Der Kommissar lachte geradeheraus. „Etwas Besseres fällt ihnen dazu nicht ein. Sie erwarten doch nicht, dass ich ihnen das abnehme?“

Dornbach zuckte resigniert mit den Schultern. „Ich habe keine andere Erklärung. Wenn ich gewusst hätte, dass das Zeug kommt, wäre ich doch heute Morgen nicht ins Büro gefahren, sondern würde es abholen. Ich könnte doch nicht riskieren, dass jemand anderes es findet. Denken sie bitte einmal darüber nach, Herr Kommissar.“

Hinrichs stutzte kurz. „Wenn sie es nicht gewusst haben, dann vielleicht ihre Söhne.“

„Aber das würde doch nichts ändern, auch sie wären es holen gegangen.“

Der Kommissar kratzte sich am Kinn. Er hatte sich wirklich noch keine Gedanken über diese, wie er zugeben musste, etwas seltsame Situation gemacht. „Trauen sie ihrem Lagerpersonal zu, selbst solche Geschäfte zu machen?“

„Das ist sicher nicht unmöglich, aber sie machen keine Bestellungen, das läuft über unser Büro. Die Ware kommt auch nicht immer ins Lager, wenn es ganze Ladungen sind, werden sie direkt geliefert. Ich kann es mir nicht vorstellen. Außerdem, woher sollten sie das Geld haben? Was kostet so ein Kilo Kokain? Halten sie sich das wirklich für möglich?“

Der Kommissar war etwas verunsichert. Er hatte erwartet, dass Dornbach einfach alles bestreiten würde. Dass er sich mit Argumenten wehrte, die auch noch gut waren, brachte seine ganze Verhörstrategie durcheinander.

„Also“, sagte Hinrichs, „halten wir fest, sie bestreiten, etwas mit dem in ihrem Lager aufgefundenen Kokain zu tun zu haben.“

„So ist es“, stellte Dornbach trocken fest.

Hinrichs konnte ja nicht ahnen, wie viele Verhöre Dornbach selbst schon geführt hatte. Er war ein wahrer Meister gewesen, wenn es darum gegangen war, etwas zu erfahren von Leuten, die noch gebraucht wurden. Mit Gewalt konnte jeder ein Geständnis herauspressen, aber um nur mit sanften Methoden etwas zu erreichen, brauchte man schon etwas Talent.

Der Kommissar ließ ihn in seine Zelle zurückbringen. Zuerst wollte er die Untersuchung der Büros abwarten, vor allem von den Bankkonten versprach er sich neue Gesichtspunkte. Er hatte schnell verstanden, dass er Dornbach mit auf den Busch klopfen, nicht beikommen konnte. Das Verhör der beiden Söhne ergab auch nicht viel Neues. Sie gaben zu, Kokain zu nehmen, das sie in Frankfurt gekauft hatten, aber mit dem Fund wollten auch sie nichts zu tun haben.

„Sie geben nur das zu, was wir schon beweisen können“, sagte Hinrichs zu seinem Assistenten. „Ihren Lieferanten in Frankfurt kennen sie nicht, von der Lieferung aus Südamerika wissen sie nichts, was denken sie?“

Für mich sind die zwei normale Süchtige, die sind doch nicht imstande, internationale Drogengeschäfte zu machen. Irgendwie erinnern sie mich an geprügelte Hunde.“

„Wir warten zwei, drei Tage, wenn sie auf Entzug sind, kann man sie besser überrumpeln“, entschied der Kommissar.

Am nächsten Morgen stand Merz früh auf. Er konnte es gar nicht erwarten, die Zeitung zu sehen. „Spektakulärer Fund der Drogenpolizei“, war zu lesen. „Import-Export Dornbach als Kokainhändler entlarvt!“ Merz genoss die Zeilen. Ein voller Erfolg, dachte er. Nach dem Frühstück rief er seine Detektive an. „Haben sie die Zeitung schon gelesen? Nein; bei Dornbach wurden Drogen gefunden. Sie können die Ermittlung abbrechen. Er ist in Haft, und